Die Zukunft.

Berlin, den 18. November 1899.

Leoniden.

„Sehen Sie", so schrieb mir neulich ein gescheiter, wohlwollender Herr, „der die Güte hat, mir kritische Episteln an die regengräuliche Weichselmündung zu senden, „sehen Sie: diesmal hat die Ihre Freunde nachgerade erschreckende Schwarzseherei Ihnen einen sehr bösen Streich gespielt. Eben hatten Sie prophezeit, die Samoawirren werde ein Vertrag beenden, in dem Upolu die Rolle Helgolands aus der Zeit des Sansibarhandels zugedacht sein werde: da wurde das deutsch-englische Abkommen veröffentlicht, das dem Deutschen Reich den Besitz der Samoa-Inseln sichert. Diese Schlappe konnten Sie sich ersparen. Wie steht Bülow, den Sie entschieden unterschätzen und den selbst Fürst Herbert Bismarck anerkennt, nun da? Für ihn ists doch ein unbestreitbar großer Erfolg, in etwas überschwänglicher Redeweise sogar ein Triumph. Du lieber Gott: wir verstehen ja, daß die lange Haft Sie ein Bischen verbittert hat und daß Ihnen, als einem Unfreien, auch die persönlichen Informationen fehlen, die Sie sonst vor solchen Mißgriffen bewahrten. Aber Sie verscherzen sich wirklich manche nicht ganz werthlose Freundschaft, wenn Sie in so unfruchtbarem Pessimismus verharren. Hören Sie doch einmal bei den im Auslande lebenden Deutschen herum: die Leute sind des Lobes über das wachsende Ansehen unseres Reiches voll und bewundern die Thatkraft des Kaisers und seiner Minister. Wollen Sie immer abseits stehen und sich jede Freude an dem Blühen der Macht und Pracht unserer Reichsgröße versagen? Das ist — verzeihen Sie einem Kaufmann diese Erwägung — auch geschäftlich nicht klug. Selbst die Sozialdemokraten geben nach neun Artikeln, in denen die Gräuel unserer erbärmlichen Zustände bestöhnt und bezetert werden,

ihren Lesern doch einen zehnten Artikel, der den erhebenden Sieg redlicher Arbeiter über schnöde Ausbeuter anschaulich schildert. Solcher Triumphgesang wirkt dann wie ein Glas Portwein nach schweren Speisen. Lieben Sie Portwein nicht? Ihre Leser dürften danach. Ihnen aber gefällt gar nichts; nicht einmal die Denkmäler in der Siegesallee finden Ihren Beifall. Halten Sie Einkehr — Sie haben jetzt ja Zeit dazu — und entschließen Sie sich, in unserem politischen Leben künftig auch die Lichtpunkte zu sehen, deren Glanz und Zahl wahrlich nicht gering ist. Das wird Ihnen die alten Freunde erhalten und zu den alten noch neue erwerben."

Einem so artigen, so gut gemeinten Brief wird nur ein eitler Narr nicht ernstlich nachdenken. Vielleicht hat der froh gestimmte Herr Recht. Vielleicht bin ich wirklich blind für die hellen Reize neudeutscher Herrlichkeit . . . Ich habe, wie mir gerathen war, Einkehr gehalten, den Vorwürfen und Einwänden gewissenhaft nachgesonnen und meinem Kritiker, der mit seinem Bedenken wohl nicht ganz allein steht, dann das Folgende geantwortet:

Unsere gute Absicht brauchen wir einander nicht erst feierlich zu attestiren. Wir wollen uns überhaupt nicht lange bei Allgemeinheiten aufhalten, sondern sofort bis zum Kern Ihrer Klage vorzudringen suchen. Erst das Besondere, dann, wenn wir noch Zeit haben, das Allgemeine. Zunächst also: Samoa. Sie finden, ich habe mich blamirt. Mir scheint, meine Prophezeiung sei betrübende Wirklichkeit geworden.

Als wir im Juli 1890 Helgoland erhielten, erhob sich ein lautes Jubelgeschrei. Das britische Banner weht nicht länger mehr vom rothen Nordseefelsen. Deutschlands Ehrenschild ist von einem häßlichen Rostfleck gereinigt, den selbst Bismarcks mächtige Hand nicht beseitigen konnte. In erfreulichster Friedenszeit ward der Kaiser zum Mehrer des Reiches. Und so weiter, — so gut mans damals, ohne die heutige Gewöhnung an illuminirte Politik, eben vermochte. Der schlaue Herr Stanley, der in Afrika einigermaßen Bescheid weiß, meinte freilich, England habe das Geschäft eines Mannes gemacht, der gegen einen Hosenknopf einen ganzen Anzug eintauscht; der Hosenknopf war Helgoland, der ganze Anzug Sansibar. Bismarck nannte die den Briten überlassene Insel den Schlüssel zum afrikanischen Osten; und ich erinnere mich noch, wie er auf einem Spazirgange, bei dem ich sein Begleiter war, die Erzählung einer deutschen Dame, der das befestigte Helgoland als Wohnort nicht mehr gefiel, wehmüthig glossirte. „Da haben wir nun die Bescherung", sagte er ungefähr; „die besser situirten Leute ziehen uns weg, als Bad wird das bröckelnde Ding bald ausgelebt haben und der

fortifikatiſche Werth ſcheint mir, auch wenn wir Millionen hineinſtecken, recht fraglich. Und dafür Sanſibar und Witu!“ Bei Ihnen, einem Hamburger, brauche ich wohl nicht den Glauben vorauszuſetzen, Bismarck ſei auf Caprivis Erfolge neidiſch geweſen. Doch ſelbſt, wenn Sie ſo glaubten: wo iſt heute noch ein ernſt zu nehmender Menſch, der den Sanſibarvertrag für ein den deutſchen Intereſſen nützliches Werk hielt? Er war ein wichtiger Schritt auf dem Wege zur Begründung des Rieſenreiches, das England, ſeit ihm beim Verſchlingen Egyptens der Appetit gekommen iſt, ſich vom Mittelländiſchen Meer bis zum Indiſchen Ozean ſchaffen will. Ohne den Beſitz Sanſibars konnte es nicht nach Uganda, nicht nach dem Sudan die Fänge recken, ohne dieſen Beſitz mußte ſogar die als Kraftleiſtung bewundernswerthe Lebensarbeit des Heren Cecil Rhodes unfruchtbar bleiben. Jetzt iſt auf dem ſeit faſt zwei Jahrzehnten beſchrittenen Wege ein weiterer Schritt gethan, — ein Schritt mit Siebenmeilenſtiefeln. Vom Tanganjika- zum Albert-See hat England jetzt die Bahn frei; der Einſpruch einer fremden Regirung iſt in dieſem Gebiet nicht mehr zu befürchten. Deutſchland — und, dem Beiſpiel der am Meiſten intereſſirten Macht folgend, jeder andere Staat — verzichtet zu Englands Gunſten auf ſeine Exterritorialitätrechte in Sanſibar. Die Briten können, ohne vor fremder Einmiſchung zu zittern, mit der Südafrikaniſchen Republik und dem Oranje-Freiſtaat, den beiden Pfählen im Flankenfleiſch ihres Capreiches, umſpringen, wie es ihnen beliebt und wie ihre Macht es ihnen erlaubt. Sie werden mit dieſen hartnäckigen Widerſachern alſo über kurz oder lang fertig werden und haben ihr vorläufig letztes Ziel dann erreicht: die unbeſchränkte Herrſchaft vom Cap bis nach Kairo. Außerdem haben ſie die Tonga-Inſeln — etwa 1000 Quadratkilometer mit rund 20000 Einwohnern — Savage Island — 94 Quadratkilometer mit 5000 chriſtlichen Bewohnern — und den bisher deutſchen Theil der Salomoninſeln — 22000 Quadratkilometer mit 90000 Einwohnern — bekommen. Dagegen erhielt das Deutſche Reich die beiden Samoainſeln Upolu und Sawaii, alſo einen Theil einer Inſelgruppe, deren wirthſchaftlichen und politiſchen Werth Herr von Bülow am vierzehnten April dieſes Jahres im Reichstag mit ironiſcher Geringſchätzung ſchilderte. Das iſt der Inhalt des von Ihnen ſo ſehr bewunderten Samoavertrages, der den einzigen guten Hafen im Archipel übrigens den Yankees zuſpricht. England hat nicht das geringſte Opfer gebracht, denn die Samoainſeln waren nicht ſein und es hätte ſich durch ihre Erwerbung die Feindſchaft der amerikaniſchen Jingoes zugezogen; aber es hat ganz außerordent-

liche, gerade jetzt kaum zu überschätzende Vortheile eingeheimst. Und Deutschland? Es konnte 1880 ohne allzu große Kosten die ganze Samoagruppe haben, deren Werth in diesem Stadium unserer Kolonialpolitik beträchtlicher war, als ers heute ist; aber Herr Bamberger wollte nicht und seinem Rath folgte die Reichstagsmehrheit. Unter Caprivi war, wie ich hier schon im Frühling erzählte und wie aus den Akten des Auswärtigen Amtes zu beweisen wäre, eine Verständigung möglich, nach der die Vereinigten Staaten Hawaii, England die Tonga-Inseln und Deutschland den Samoa-Archipel erhalten hätte; aber der ritterliche Schöpfer des franko-russischen Bundes gab sich mit so komplizirten Dingen bekanntlich nicht gern ab. Jetzt hat England, das sein billiges Tauschobjekt klug in Bereitschaft hielt, einen ungleich höheren Preis herausgeschlagen, — noch dazu in einer Zeit, wo es jeder europäischen Intervention wehrlos gegenübergestanden hätte. Die deutsche Politik hat eine solche Intervention gehindert. Die Leiter der Reichsgeschäfte tragen die Verantwortung dafür, daß der Kaiser, der die Buren in ihrem Widerstande gegen die britische Landgier ermuthigt hat, jetzt nach England geht und mit dem Glanz der Großmacht, die er repräsentirt, der Politik der Salisbury und Chamberlain die werthvollste und wirksamste Unterstützung liefert. England hat ohne das winzigste Opfer — sogar die volle Handelsfreiheit bleibt ihm auf Deutsch-Samoa gewahrt — eine ungeheure Mehrung an Macht und Prestige erreicht. Wer in diesem Abkommen einen herrlichen Erfolg deutscher Staatskunst sieht ... ja, mir scheint: Der beurtheilt unsere Verhältnisse noch sehr viel pessimistischer, als ich es thue. Nach meiner ernstlich geprüften Ueberzeugung haben wir auch in diesem Fall wieder das Geschäft eines Mannes gemacht, der einen ganzen Anzug gegen einen Hosenknopf eintauscht. Gewiß: der Hosenknopf ist nicht werthlos. Vor Upolu ist deutsches Blut geflossen und die Verdrängung aus dem Samoa-Archipel wäre in Deutschland als Schimpf und Schande empfunden worden. Seit wann aber lobt man Den als guten Haushalter, der, um sich von einem ehrwürdigen Familienerbstück nicht trennen zu müssen, auf einen Landstrich verzichtet, der den Wohlstand der Kinder und Kindeskinder sichern könnte?

Die Sache ist ja recht geschickt inszenirt worden; auf Theaterwirkungen versteht man sich heutzutage bei uns. Das Aeugeln mit England, dem namentlich unsere Großindustriellen einen tüchtigen Denkzettel wünschten, hatte selbst die unter allen Umständen Gouvernementalen ein Bischen verstimmt. Nun hieß es obendrein noch, im Samoastreit könne für Deutschland leider nichts erreicht werden; ganz unmöglich; alle Verständigen müßten es

einsehen. Durch die freiwillig offiziösen Blätter wehte ein flaues Lüftchen und die keimende Erbitterung wandelte sich in trübsinnige Resignation. Da, plötzlich, kam die Kunde, Upolu und Sawaii seien deutsch geworden, — und nun war es Zeit, Hörner und Harfen zu stimmen. Sehr schön. Aber sollten nüchterne Leute, ehe sie Triumphmärsche spielen, nicht wenigstens die Veröffentlichung des zwischen Deutschland und England abgeschlossenen Delegoavertrages abwarten, der noch immer verheimlicht wird? Dann erst könnten sie doch vielleicht mit Fug und Recht sagen, die deutsche Diplomatie habe wesentliche Vortheile errungen. Was man bis jetzt sieht, ist zu Jubelhymnen nicht angethan. Das Deutsche Reich stützt Großbritanniens bedrohte Machtstellung, es hilft ihm bei der Ausführung seiner imperialistischen Pläne, die früher oder später zu einem Zusammenstoß mit Rußland treiben muß, und wird dafür mit einem Trinkgeld abgefunden, das die reichen Vettern lächelnd aus fremder Tasche nehmen. Es scheint, daß man die afrikanischen Hoffnungen in Berlin schon eingesargt hat. Als Ersatz haben wir Kiautschou, die Karolinen, Sawaii und Upolu. Und als Resultat in den amtlichen Bezirken die zärtliche Neigung zu England, die 1890, nach den Aergertagen von Narwa, zum Abschluß des franko-russischen Bündnisses führte. Dieses Ergebniß dünkt durchaus ehrenwerthe, aber nicht allzu weitsichtige Leute ein geeigneter Anlaß, dem Grafen Bülow Dankadressen und Feierdepeschen zu schicken. Haben wir keinen Kanzler mehr? Sonst müßte doch ihm, dessen erster Vortragender Rath für auswärtige Angelegenheiten den Titel eines Staatssekretärs trägt, der Lorber zufallen. Und ist es würdig, ziemt es erwachsenen Menschen, einen Beamten, der seine Pflicht redlich erfüllt hat, deshalb stets gleich in den Himmel zu heben? In keinem anderen Lande der Erde sieht man solches Schauspiel; und durch so kritiklos gehäufte Huldigungen werden die Siegerehren nach und nach völlig entwerthet. Die Freude dauert ja doch nie lange; wo sind heute die ruhmreichen Errungenschaften, die wir den Caprivi, Marschall und Boetticher verdanken sollten? Auch diesmal wird es kaum anders kommen; schon die Depeschen aus Windsor und Sandringham können im Lauf der nächsten acht Tage die Umstimmung bringen. Freilich: den Grafen Bülow hat auch der jetzige Fürst Bismarck gelobt. Das ist nicht schwer zu verstehen; angenehm ists sicher nicht, täglich zu hören, man sei mit keinem Leiter der internationalen Politik zufrieden, weil man den Abschied vom Amt nicht verschmerzen könne. Das war ja auch der Grund, der den ersten Kanzler öffentlich so mild über den dritten reden ließ. Uebrigens entpuppt Ihr

Bülow sich am Ende noch als einen schöpferischen Staatsmann; einstweilen hat er nur ein hübsches Plaudertalent und die schmiegsame Gewandheit eines wohlerzogenen Routiniers gezeigt. Wer mehr von ihm sagt, scheint mir süßen Portweines voll zu sein. Und Portwein liebe ich gar nicht. Zwanzig Prozent Alkohol; und der größte Theil ist ganz nichtsnutzig gefälscht.

In einem Punkt haben Sie sicher Recht: geschäftlich ist es nicht klug, so zu sprechen. Aber wenn Sie ein geschäftlich gut gemachtes Blatt sehen wollen, dann empfehle ich Ihnen die „Woche"; da dehnt sich vor Ihrem leuchtenden Blick das Wunderland der Kalokagathie; da ist Herr Lauff ein Poet, und wenn bei einer der nächsten Gruppen der Siegesallee aus der Marmorbank die Büsten der Herren Slaby und Haby herauswüchsen, dann würden Sie wahrnehmen, die Beiden seien die repräsentativen Männer einer großen Epoche gewesen. In diesen Wettbewerb kann ich nicht eintreten; ich muß schon so verbraucht werden, wie ich einmal bin. Und warum soll sich in die Jubelchöre, die jetzt bei Tag und Nacht im deutschen Norden erschallen, nicht auch die unholde Stimme eines Warners mischen, der, wie Byrons Junius, seine Heimath liebt und, wie dieser Junius, inbrünstig Die haßt, in denen er die Verderber der Heimath sieht? Von den Satten, die in Israel gute Geschäfte machten, wurde auch Jeremias ein Trübsalbläser und Schwarzseher gescholten; als dann aber die große Pleite kam, fanden sie, er sei doch nicht so ganz unklug gewesen. Daß viele Deutsche im Auslande jetzt reichlich verdienen, ist wunderschön; daß sie sich über unseren neuesten Flirt mit England freuen, glaube ich, nach dem Inhalt der Briefe, die ich erhalte, nicht. Und wie die Stimmung nach einem Industriekrach, nach einer nicht mehr zu vertuschenden politischen Schlappe umschlagen würde, brauche ich Ihnen nicht zu schildern.

Trotz Alledem will ich mich gern bemühen, künftig mehr als bisher auf die Lichtpunkte in unserem politischen Leben zu achten. Nur, wissen Sie... Jetzt wird furchtbar viel von den Leoniden geschwatzt, die um die Novembermitte erwartet wurden. Und während ich eben die Schlußzeilen schrieb, hörte ich aus meinem Zellenfenster, wie ein junger Dorfschullehrer zu seinen neugierigen Zöglingen sagte, die Leoniden seien eine besondere Sternschnuppenart, und den weiter Folgenden dann aus einem Lehrbüchlein vorlas: „Sternschnuppen sind Lichtpunkte, die plötzlich am Himmel aufleuchten, rasch eine meist geradlinige, mehr oder minder lange Bahn beschreiben, schnell wieder erlöschen und nichts hinterlassen als höchstens einen noch eine kurze Weile fortflimmernden Schweif."

Reaktion in der Frauenbewegung.

Seit einiger Zeit macht sich, von hervorragenden Frauen geleitet, eine Reaktion in der Frauenbewegung bemerkbar. Die drei Hauptrepräsentantinnen dieser neuesten Richtung sind: Ellen Key, Lou Andreas-Salomé und Laura Marholm. Daß diese Fahnenträgerinnen der Reaktion hochbegabte Schriftstellerinnen sind: müßte dieser Umstand nicht die radikalen Elemente der Bewegung stutzig machen? Nein. Denn jede dieser Frauen stellt ein Weibideal auf, das von dem ihrer Gesinnungsgenossinnen völlig verschieden ist.

Die Quintessenz ihrer Anschauung vom Frauenthum läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Bei Laura Marholm ist der Daseinszweck des Weibes der Mann; bei Ellen Key ist er das Kind; bei Lou Andreas-Salomé ist das Weib etwas Selbsteigenes, das nur sich selbst und seine eigene Entwickelung sucht. Da nun in jedem dieser Köpfe das Frauenthum sich anders spiegelt, so dürfen wir wohl annehmen, daß keiner von den dreien der Träger einer ewigen Wahrheit ist.

Ehe ich auf die Ideale der Dichterinnen näher eingehe, möchte ich ihre Art und Weise kurz charakterisiren.

Ellen Keys Essay „Mißbrauchte Frauenkraft“ (in dem sie ihre Anschauungen über Frauenwesen niederlegt) hat einen überraschenden Erfolg gehabt. Dem, der ihn aufmerksam liest, geht ein Mühlrad im Kopf herum. Ein tönendes Gewirr zärtlicher Molltöne, Nüchternes und süßlich Pathetisches quirlen durcheinander; und mit ihren unendlichen Wiederholungen, ihren Unklarheiten und verblüffenden Widersprüchen, ihrem vorsichtigen Einhalten, wenn sie glaubt, durch zu Rückschrittliches ihr geistiges Renommee zu kompromittiren, erregt sie — mir wenigstens — ein nervöses Uebelbefinden, das sich bis zu geistiger Qual steigert. Es ist, als hätte sie in ihrer Schrift das Preisräthsel lösen wollen, ob man zugleich für und wider eine Sache schreiben könne. Einen wahren Eiertanz zwischen Ja und Nein führt sie auf. Fast auf jeder Seite ist man versucht, auszurufen: Dilemma! Dilemma! Sie hat die aalhaft gewundene, sich schlängelnde Argumentationart der Frau Laura Marholm. Will man sie bei einem recht handgreiflichen Irrthum packen, — schnell entschlüpft sie und beweist, daß der Biß eine Liebkosung war. Sie nimmt auch poetische Anläufe, aber — sonderbar! — bei solchen Glanzstellen suchte ich unwillkürlich immer nach den Gänsefüßchen, weil ich sie für Citate hielt. Im Ganzen: eine unerhebliche Schrift, ein unbeträchtlicher Geist, der sich ethisch und ästhetisch in die Höhe reckt. Der Essay wirkt wie ein Wechselbad von Kalt und Warm. Erst warm, dann kalt, dann wieder warm und so fort ... Die Wechseldouche von Kalt und Warm finden wir auch bei Laura Marholm. Ganz pikant, wie sie oft von dichterischem

Schwung zu schauderhafter Derbheit und brüskem Dreinhauen übergeht; wie sie auf ihrer Leier zarte Töne anschlägt und dazwischen spitz, hart, grell, im Trompetenton schmettert. Ich habe sie schon früher einmal zu charakterisiren versucht, gehe deshalb hier nicht näher auf sie ein.

Und nun Frau Lou Andreas-Salomé? „Auch Du, mein Sohn Brutus!" dachte ich betrübt, als ich ihre Schrift „Der Mensch als Weib"*) gelesen hatte. Frau Lou (ihr voller, viel zu langer Name frißt zu viel Manuskript) Antifrauenrechtlerin!

Aus dieser Schrift heraus spricht sie zu uns wie durch zarte Schleier oder wie aus einer gewissen Entfernung; und je mehr Das, was sie sagt, anzuzweifeln ist, um so subtiler tastet sie daran. Auf weichen Sohlen gleitet sie, fast schwebend, selbst über schlüpfrigen Boden; und in der Tonart von Flöte und Harfe rührt sie leise und vornehm an die heikelsten Dinge auf dem Gebiet des Geschlechtslebens. Ganz Nacktes hüllt sie in schimmernden Nebeldunst. Singendes und Klingendes sagt sie, sich im Kreise Wiegendes, Schwingendes. Es ist, als blickte sie seitwärts unter langen Wimpern hervor, nicht geradeaus. Etwas mystisch Seherisches ist auch in ihrer Art. Aber nicht wie die Spiritisten materialisirt sie Geister, umgekehrt: recht Materielles spiritisirt sie ins Mystische hinein. Weit über die Wirklichkeit hinaus fliegt ihre Psyche. Meinem suchenden Auge verschwebt sie leicht.

Alle Drei haben etwas von der Serpentinedame in ihren Farben und ihren Schlangenlinien: bald roth wie Feuer, bald gelb wie Gold, ätherblau, grasgrün, violet, — alles sprüht durcheinander. Und alle Drei gebieten über philosophische Schulung. Bei Jeder von ihnen finden wir Sätze, zum Haarsträuben für eine Emanzipirte, und wieder andere Sätze, die als stärkste Argumente für die Frauenemanzipation gelten könnten.

Frau Lous Weibideal? Sie spricht wenig vom Mann, sie spricht nicht vom Kind; sie ist kinderlos und schweigt bescheiden von Dem, was sie nicht kennt. „Harmonisches Ausleben, das schön, froh und gesund macht," will sie für die Frau. „Die Frau," so sagt sie, „hat eine intaktere Harmonie, sicherere Rundung (als der Mann), eine ruhende, größere vorläufige Vollendung und Lückenlosigkeit .. Ihre Kräfte schlagen gleichsam in den eigenen Mittelpunkt zurück und vollenden sich in ihrer Selbstbeschränkung ... Charakteristisch für alles Weibliche ist jene Sattheit der schöpferischen Wiederholung von sich selbst, des Zusammenhaltens aller Kräfte innerhalb der eigenen Produktion ... Im Weib scheint sich Alles ins Leben hinein, nichts aus ihm heraus entladen zu sollen: es ist, als kreise in ihm das Leben gleichsam innerhalb seiner eigenen Rundung, als dürfe es ohne Wunde und Verletzung so wenig daraus austreten wie

*) In der „Neuen Deutschen Rundschau," Heft 3. März 1899.

Blut aus der Körperhaut ... Das Weib ist das Sinnbild alles Ganzen, alles Ewigen." „Als Lebensgesammtheit verbraucht das Weib seine Kraft und seinen Saft innerhalb des eigenen Wesenmarkes."

Nach Ellen Key verbraucht sie ihre Kraft und ihren Saft für das Kind.

„Das Weib ist vor Allem etwas Selbsteigenes ... Thun und Sein fallen bei ihm zusammen, bis alle einzelnen Thaten nichts mehr sind als der große unwillkürliche Seins-Akt selbst und bis das Weib dem Leben nur noch mit Dem zahlt, was sie ist, nicht mit Dem, was sie thut."

Schiller spricht einen ganz ähnlichen Satz aus: „Edle Naturen zahlen mit Dem, was sie sind, gemeine mit Dem, was sie thun." Augenscheinlich aber gehört zu seinen „Naturen" auch der Mann.

Frau Lou betont die weibliche Selbstherrlichkeit, das Souveraine und Unantastbare im Weibe. „Der Mann ist von vorn herein gestellt auf Differenzirungvermögen, dem irgend ein letztes seliges Phlegma im Weibe lächelnd widerstrebt." Es sucht nur sich selbst und seine eigene Entwickelung ... Sie muß an sich wachsen und zunehmen dürfen zu immer größerem Seins-Umfang. Vielleicht ist dem Weib das Loos geworden, nach urewigen Gesetzen, einem Baum zu gleichen, dessen Früchte nicht einzeln gepflückt werden, sondern der als Baum in der Gesammterscheinung seiner blühenden, reifenden, Schatten spendenden Schönheit da sein und wirken will." Die Frucht, die niedersinkt, ist „doch nur Fallobst, mühelos abgeworfen, und soll nicht mehr als Das bedeuten wollen". ... „Es bedarf nicht des Beweiserbringens ihrer Leistungen ..., sie braucht nur ihre Schatten spendenden Zweige von sich zu strecken" ... „Frauen haben Etwas von schimmernden Wassertropfen, die sich, ob klein, ob groß, zur nämlichen kugeligen Form zusammenrunden und, thäten sie Das nicht, elend versickern würden, bis ihr letzter Glanz im Staub der Dinge vergeht."

Noch viele, viele schöne Bilder giebt sie uns. Sie klingen, klingen wie Elfenreigen oder sonst etwas poetisch, selig Hingeträumtes. Sie führt uns in ein Märchenland reiner Geister und Herzen, wo alle Männer tief, alle Frauen thauduftig, herrlich veranlagt in Jugendschöne prangen. Und keinen Hunger giebt es in diesem Dorado, weder physischen noch geistigen. Das Weib hat es so gut, so gut, in sich und bei sich selbst!

Ich legte Frau Lous Abhandlung, als ich damit zu Ende war, nachdenklich aus der Hand. Bestechend war, was sie sagte, schmeichelnd, zu sich hinlockend; es entsprach meinen Instinkten. Ob sie Recht hat? Zweifel an meinen eigenen Ueberzeugungen stiegen in mir auf. Soll ich ihr glauben? Ja, glauben müßte man. Uns modernen Menschen aber ist der Glaube abhanden gekommen und wir sind vorsichtig geworden in der Behauptung von Naturgesetzen. Ueberzeugt wollen wir werden. Beweise fordern wir. Die bleibt sie uns mit ihrer Vision von einem Weibe schuldig. Ach ja: ich

möchte auch wie „ein Stück uralter vornehmster Aristokratie auf eigenem Schloß daheim sein“ (eins ihrer das Frauenthum bezeichnenden Bilder), ich möchte mich auch blumenhaft entfalten dürfen, ins Weite blühend und duftend; mich in selig lächelndem Phlegma, in intakter Harmonie wie ein schimmernder Wassertropfen zusammenkugeln. Aber es kommt gewöhnlich ganz anders.

Mit ihren Zaubermelodien ... halb zog mich Lou, halb sank ich hin. Da las ich die Schrift noch einmal; und der Zauber war gebrochen. Und gegen meine tiefen Sympathien reagirte stark und klar mein nüchterner Verstand. Wie käme ich dazu, meine ganz individuelle Veranlagung zum Maßstab der ganzen Frauenwelt zu machen? Damit verfiele ich ja in den Fehler der Frauen, die mit sich alle anderen Frauen identifiziren. Nein, die Frauen in ihrer Gesammtheit lassen sich nicht unter einen Hut bringen. Sehe und erfahre ich nicht täglich, daß es auch völlig anders geartete Frauen giebt, Frauen wie Sturm und Feuer? Es giebt Amazonen und Opferlämmer, Hypatias und liebe, einfache Hausmütterchen, — und alle wollen sich nach ihrer Wesensart bethätigen und alle haben Recht, tausendmal Recht.

Und nun fand ich in Frau Lous Frauenideal Etwas von einem sublimirten feingeistigen Harem, ohne den Sultan freilich, aber Selbstverliebtheit ist dabei und etwas Seelenfettes; und ihre idealistischen Faulpelze ähneln in ihrer seligen Sattheit dem Narziß. Die Wirklichkeit widerspricht dem Ideal der Frau Lou allzu grausam. Seiner Realisirung müßte eine Umgestaltung aller sozialen Verhältnisse vorausgehen, die der Frau eine Staatsrente sicherte, eine so beträchtliche, daß sie „auf eigenem Schloß in uralter aristokratischer Vornehmheit“ ihres Weibthumes ungehemmt sich seelisch abrunden könnte. Und sollte diesem Ideal Erfüllung winken: müßte dann nicht der Mann ein Wenig Sklave des Weibes werden und im Schweiße seines Angesichtes des herrlichen, Schatten spendenden Baumes der Weiblichkeit warten, damit ihres Seins Umfang in intakter Harmonie wachse?

Frau Lou hält ihr Ideal auch für das Weibideal des Mannes. „Der männliche Mann“, sagt sie, „hat den gleichen tiefen Schauder vor dem mannesseligen wie vor dem emanzipationseligen Weibe.“ An den Schauder vor dem mannesseligen glaube ich nicht so recht. Laura Marholm z. B. hält gerade Mannesselige für sein Genre. Und Schauder vor dem emanzipationseligen! Sollten diese streitbaren Frauen es gerade auf Seligkeit abgesehen haben? Ich will einmal annehmen, ich wäre noch die junge hübsche Frau, die ich vor vielen Jahren war: ich kann mir gar nicht denken, warum ein Mann vor mir hätte schaudern sollen, weil meine Ideen über Frauenthum (für deren Verbreitung ich auch wirkte) radikalster Art waren, Ideen, die nicht einmal im Stande waren, das schädliche Dickicht meiner allzu vielen — sogenannten — weiblichen Eigenschaften zu lichten. Schauder vor unange-

nehmen Frauenzimmern, — ja. Die aber giebts unter allen Himmelsstrichen, geographischen und geistigen, unter den berufslosesten und den im Beruf arbeitsamsten.

Nicht nur im Kern ihrer Anschauungen, auch in wesentlichen Einzelheiten gehen die drei Repräsentantinnen der Reaktion auseinander.

Ellen Key verlegt den Schwerpunkt des Weibes aus sich heraus in ihre Kinder, in den Familienkreis. Frau Lou ist der Ansicht: wenn „dieser Schwerpunkt in andere Menschen oder in eine andere Sache verlegt wird, so wäre Das eine Art Götzendienst, der ihre tiefste menschliche Produktion unterbindet, ihren goldenen Kreis zersprengt, bis sie sich selbst nicht mehr in seliger Sicherheit hat."

Ellen Key betont nachdrücklich das Heim und das Familienleben als den festen Punkt in des Weibes Existenz. „Nicht das weiblichste Wesen", sagt Frau Lou, „ist es, das am Meisten des Hauses, der Sitte, des festgezogenen Kreises bedarf, um sich als Weib zu fühlen." Ellen Key: „Wir besäßen jetzt nicht eine so hohe und seelenvolle Gattenliebe, eine so intensive weibliche Keuschheit" ...

Laura Marholm klagt: „Wo ist die Liebe zu dem Gatten hin" ... Sie hält sie für ziemlich ausgestorben; und die weibliche Keuschheit negirt sie schon bei dem jüngsten Mädchen. Der Mann hat sogar Ekel am Weibe. Frau Lou findet, daß die Frau eine tiefe Wohlthat für den Mann ist. Wenn — nach Laura Marholm — die Frau nur kraft ihrer durchseelten, durchsinnlichten Hingabe an den Mann in den Besitz einer Persönlichkeit gelangt, so verwirft Frau Lou die Frau als Schatten und Geschöpf des Mannes völlig. Ihr ist sie zunächst und vor Allem etwas ganz Selbsteigenes; und „das Zusammenkommen der Geschlechter mit allen seinen Ergebnissen ist die Begegnung zweier selbständigen Welten für sich."

Besteht nicht ein tiefer Widerspruch zwischen der Selbsteigenheit der Frau und ihrer absoluten materiellen Abhängigkeit vom Mann? Hat nicht der Mann, der die Frau erhält, ein Recht auf Leistungen, die ihm genehm sind? Und selbst wenn der Mann ihr völlige Freiheit in ihrem Thun ließe: müßte nicht in ihrem Bewußtsein Etwas vom Magdthum sein, dem Mann gegenüber, der ihr Stellung und Lebensunterhalt giebt?

Wie diese Frauen sich auch wenden und winden: sie fallen aus einem Dilemma ins andere, wenn sie die ökonomische Unabhängigkeit der Frau aus ihrem Programm streichen.

Ich komme nun zu Dem, worin die drei Reaktionärinnen übereinstimmen. Erstens: in der Ueberzeugung von der großen intellektuellen Ueberlegenheit des Mannes. Zweitens: darin, daß die Berufsthätigkeit der Frau vom Uebel sei. Drittens: in ihrem Zorn gegen die Frauenrechtlerinnen.

Selbst die milde Frau Lou wird laut und borstig, wenn sie von den Frauenrechtlerinnen spricht.

In der Verherrlichung des Mannes geht Frau Lou so weit, daß sie erklärt: „Nur der Mann ist in voller Schärfe der tragische Typus des Menschengeschöpfes.“ Laura Marholm hält das Weib „seelisch und physiologisch für eine Kapsel über einer Leere, die erst der Mann kommen muß zu füllen“. Ellen Key betont, daß ihre „Betrachtungen (über Frauen) indirekt ein Beweis sind für die Ueberlegenheit des männlichen Intellektes, ... denn ohne die Anregung, die sie durch männliches Denken erhalten, hätte sie sie nicht anstellen können.“ O ja: Das merkt man, daß sie aus den Seelen der Männer heraus in die Seelen der Frauen hineinspricht. Sie citirt zum Beweis für ihre Ansicht „eine vortreffliche männliche Definition des Begriffes ‚Weib‘: ein Wesen, das, wenn der Mann sagt: zweimal Zwei giebt Vier, ihm antwortet: Das glaube ich nicht, und was Du mir auch beweisen magst, ich behalte doch meine eigene Ansicht von der Sache.“ Der Begriff eines Kretins paßte ungefähr auch auf diese Definition.

Auch Frau Lou hat das Beste, was über Frauen gedacht worden ist, von Männern gehört.

Einig sind die Drei darin, daß die Werke der Frauen in Kunst und Wissenschaft zu entbehren sind. Frau Lou nennt, was eine Frau etwa zu produziren vermag: „Fallobst“. Ellen Key ist der Ansicht, daß sie nur die Gedanken oder die Schöpfung eines Anderen verkörpern könne. Sie sucht die geistige Inferiorität des Weibes auch historisch nachzuweisen. Die pièce de résistance ihrer Beweisführung sind die Nonnen früherer Zeiten, „wo es ganz sicher die begabtesten und persönlich entwickeltsten Frauen gewesen sind, die nach dem Kampf des Lebens das Kloster aufsuchten.“ Wirklich: „ganz sicher?“ Ist es nicht wahrscheinlicher, daß es die frömmsten und unglücklichsten Frauen waren, die im Kloster Frieden suchten? Und „nach dem Kampf des Lebens?“ Also doch betagtere Damen, die wohl kaum noch den Sporn und Drang zum Beginn von Studien fühlten.

Ellen Key sagt: „Was die Ideen betrifft, so giebt es keine geniale Frau, die dort originell wäre.“ (Wie? Genial und ohne Originalität?) Um zu beweisen, daß die geniale Frau immer von diesem oder jenem Mann beeinflußt ist, führt sie Sonja Kowalewska an, „die von ihrem Lehrer Weyerstraß beeinflußt wurde.“ Und die genialen männlichen Mathematiker, — die saugen sich wohl die Mathematik aus den Fingerspitzen?

Marie Baschkirtsew soll Bastien-Lepage nachgeartet sein. Hier ist sie im Widerspruch mit ihrer Prophetin Laura Marholm, die die junge Malerin origineller und genialer findet als ihren Lehrer.

Die berühmten Briefe der Sevigné sollen — nach Ellen Key —

ihren unsterblichen Werth der Mutterliebe verdanken. Das wußte ich gar nicht. Ich dachte, es wären, neben dem wundervollen Stil, die genialen Zeitbilder, die die Briefe berühmt gemacht haben.

Die Werke der Frauen nur Fallobst! Fallobst auch Frau Lous Werke? Dächte ich, sie wären es, ich würde sie nie in die Hand nehmen; und ich nehme sie immer in die Hand.

Und die Ideen dieser Frauen über den Daseinszweck des Weibes: Fallobst? Hätten sie da nicht, im Interesse einer der größten Menschheitfragen, sich des müheloſen Abschüttelns der unreifen, angegangenen Früchte enthalten sollen? Ist es nicht eine fast grobe Naivetät, wenn eine Frau wie Ellen Key dem Weib die Ideen produzirende höhere Intelligenz abspricht und in dem selben Athem ein souveraines Verdikt über die höchsten Probleme der Menschheit abzugeben sich berechtigt glaubt? Ist es nicht verwunderlich — um nicht einen härteren Ausdruck zu gebrauchen —, die Dringlichkeit zu sehen, mit der diese Frauen die intellektuelle Inferiorität ihres Geschlechtes der Welt kund und zu wissen thun? Man ist versucht, ihnen zuzurufen: Bitte sprechen Sie in Ihrem Namen!

Und braucht denn der Mann diese Apologetinnen seiner Ideentiefe? Wenn er nur nicht stutzig wird bei diesen gedruckten Zusicherungen seiner intelliktuellen Ueberlegenheit, die von geistig ihm nicht Ebenbürtigen ausgehen! Ich werde immer stutzig, wenn Jemand, dessen Intelligenz nicht besonders ist, ein Buch von mir lobt, und denke: es gleicht dem Geist, dem es gefällt.

Die Gegnerinnen des Radikalismus in der Frauenfrage verwerfen im Großen und Ganzen die Berufsthätigkeit der Frau, die — nach Laura Marholm — „ein ungeheures Sinken der Kultur" bewirken würde. Sie ist der Ansicht, daß die Frau, die sich einem Beruf ergiebt, an der Zerstörung des Mannes arbeite. „Die Mütterlichkeit," sagt Ellen Key, „erschöpft die psychischen und physischen Kraftquellen des Weibes . . . Berufsthätigkeit würde die zärtlichen Gefühle in ihrer Seele bekämpfen." Und Frau Lou: Die Frau soll nur immer bei sich selbst bleiben und „nicht in zersplitternder Einzelthätigkeit um sich hauen wie der Mann." Ellen Key: „Frauen müssen (wenn sie studiren) das Weib in sich ersticken."

Grausamste Ungerechtigkeit der Natur! Der Mann, der Glückliche, — er studire so ernsthaft, wie er will: erstickt er dabei den Mann in sich? O nein, schon der eifrigste Student benimmt sich meist gefährlich erotisch, obgleich er daneben noch so sehr viel Bier trinken muß, was die studirende Jungfrau höchstens in Witzblättern thut.

Sollte man nicht vielmehr annehmen dürfen, daß der Adel wissenschaftlicher Studien, daß eine höhere Geistigkeit eher vergeistigend als ver-

gröbernd auf Antlitz, Haltung und Geberde wirke und der Frau mehr Anmuth und Würde verleihe als die massenhaftesten Familiengefühle?

Ellen Key hat studirt. Ob ihre Weiblichkeit es ausgehalten hat? Wie überzeugend wäre es, wenn sie vor uns hinträte mit den Worten: „Ich spreche aus eigener Erfahrung, denn trauernd sitze ich auf den Trümmern meiner Weiblichkeit!“ Und wenn die Frau wirklich durch eine Berufsthätigkeit einige ihrer reizvollen weiblichen Eigenthümlichkeiten einbüßte: wozu braucht denn Ellen Key für die ästhetischen Genüsse, die Anmuth und Schönheit des Weibes den Männern bieten, so ins Zeug zu gehen? Die werden schon selbst für ihre Lebensfreuden sorgen; und wenn meine Beobachtung mich nicht täuscht, so suchen sie die Geschlechtsreize viel mehr bei berufsmäßigen Künstlerinnen, Schriftstellerinnen u. s. w. als bei den braven berufslosen Familienmüttern.

Ellen Key fürchtet auch, „daß ein so begrenztes Wesen, wie die Frau es ist, von einer zu großen (intellektuellen) Kraftentwickelung zersprengt werde.“ Wenn es nicht unhöflich klänge, könnte ich sagen, daß ihre Kraftentwickelung bei der Abfassung ihres Essays nicht zu groß gewesen sein muß, da es ihr begrenztes Wesen nicht zersprengt hat.

„Wenn erst,“ sagt Frau Lou, „durch das geistige Rivalisiren mit dem Mann bei der Frau der Ehrgeiz geweckt würde, so wäre Das ungefähr die tötlichste Eigenschaft, die das Weib sich anzüchten kann.“ Sie verwirft es als den allerpersönlichsten Ehrgeiz, als die zugespitzteste Selbstsucht der Vereinzelung, wenn das Weib als Anne oder Marie eine gewisse Stufe der Vollendung erreichen will, statt als Weib im Allgemeinen sich in der eigenen Welt genügen zu lassen, zufrieden, im Meer des Weibthumes als einzelner Tropfen zu verperlen.

Den Kultus der Idee „Weib“ treiben! Hingebendes Aufgehen in eine Idee: sollte diese höchste Abstraktion nicht eher dem Mann eigen sein, dem ja in der Vorstellung der drei Dichterinnen das Aufgehen in Ideen angeboren ist? Und noch eine Gefahr: könnte man es dem Mann verdenken, wenn nun auch er, für das Weib im Allgemeinen schwärmend, zwischen Anne und Marie (sie sollen einander ja so sehr ähneln) keinen großen Unterschied mehr machte und die Einzeltreue auf die leichte Achsel nähme?

„Die Abwesenheit von Ehrgeiz macht des Weibes natürliche Größe aus, die sichere Gewißheit, daß es eines Beweiserbringens ihrer Leistung nicht bedarf, daß sie nur ihre Schatten spendenden Zweige von sich zu strecken braucht . . .“ Sollte diese Gewißheit, daß sie nur da zu sein braucht, um zu laben, zu beglücken, nicht an die Stelle des Ehrgeizes sattteste, saftigste Eitelkeit und Eigenliebe setzen?

Auch Ellen Key entdeckt, daß die weibliche Natur ohne Ehrgeiz ist.

Das Weib ohne Ehrgeiz! Nicht gerade eine Sehenswürdigkeit für das Panoptikum, aber, aber — — mit welchen Madonnen, ephebischen Jungfrauen oder arkadischen Schäferinnen haben diese Damen denn verkehrt? Ehrgeizig habe ich das Weib gefunden wie den Mann, wenn auch auf anderen Gebieten. Schon das Backfischchen ist auf einem Ball von dem glühenden Ehrgeiz erfüllt, die meisten Bouquets zu erhaschen. Eine Köchin, die ich kannte, machte einen Selbstmordversuch, weil ihr ein Pudding mißlang (was ich aber nicht als typisch für ihren Stand hinstellen will). Die Mutter erhebt ihre Dutzendkinder zu Genies — aus Ehrgeiz. Und die Hausfrau, der das Uebertrumpfen anderer Hausfrauen die intimsten Herzensfreuden verschafft, und die Weltdame auf ihren Eroberungzügen durch die Salons: sie wären nicht ehrgeizig, über alle Maßen ehrgeizig? Der Ehrgeiz müßte ihnen erst angezüchtet werden?

Ich habe es im Leben nie anders wahrgenommen, als daß die Anne als Anne, die Marie als Marie gelten wollte, ohne jede Geneigtheit, als einzelner Tropfen im Meer zu verperlen, was ja schließlich das Loos Aller ist, ein Loos, dem sich die Weisesten — zu denen ja die Frauen nicht gehören sollen — am Leichtesten fügen.

Gemeinsam ist den drei Schriftstellerinnen auch, daß sie dem Speer des Achilles gleichen, da sie die Wunden, die sie schlagen, heilen oder zu heilen suchen.

Ellen Key: Zur Intelligenzhöhe des Mannes kann das Weib nicht hinauf, dafür erreicht er nie die tiefste Tiefe ihres Gefühles. Frau Lou spricht der Frau das Differenzirungvermögen ab, aber: daß sie es nicht hat, gerade Das ist ihre genialische Kraft. Nach Ellen Keys Meinung fehlt es der Frau an der Verwandtschaft mit Luzifer und Prometheus. Sie lasse sich deshalb keine grauen Haare wachsen: sie hat dafür die höheren sittlichen Instinkte. Leider sind die Meinungen darüber getheilt. Z. B. Stuart Mill, der die höchste Schätzung für die Frau hat, fordert: „daß das Weib zur ethischen Höhe des Mannes emporsteige."

Für politische Gründe, logische Beweise und Schlußfolgerungen der Männer ist das Weib nicht zugänglich, aber dafür setzt sie „ihren eigenen Glauben, die Hoffnung und das Vorgefühl ein."

„Nur der Mann giebt der Menschheit neue Ideen, Kunstschöpfungen u. s. w. Dafür erzieht das Weib der Menschheit neues Leben" (in den Kindern.) Das wäre aber doch eine Ungerechtigkeit der Natur gegen den Mann. Kinder kann jede Frau kriegen, aber nicht jeder Mann kriegt neue Ideen. Was für ein Aequivalent gewährt die Natur den Männern, die keine Ideen gebären?

Mir scheint, ein Kardinalfehler, der den Auffassungen dieser Frauen

zu Grunde liegt, ist, daß, wenn sie vom Weibe sprechen, sie immer nur das junge Weib im Auge haben. Sie berücksichtigen nicht die ältere und nicht die alte Frau. Und Die wollen doch auch leben. Ellen Key berücksichtigt sie nicht, da sie Kinderpflege und Erziehung (deren das erwachsene Kind nicht mehr bedarf) zum Daseinszweck des Weibes macht, Laura Marholm, da ihr die seelisch-sinnliche Hingabe an den Mann der Inhalt des Frauenlebens ist, eine Hingabe, die nur der jungen und jüngeren Frau anstehen dürfte. Auch Frau Lous Ausführungen lassen die Vorstellung von ältlichen Frauen nicht zu. Am Schluß ihrer Abhandlung sagt sie: „Wenn der Mann von dieser Höhe (den Weihestunden auf Bergeshöhen) niedersteigt ... in den lauten Werktag und das Weib sieht: da muß es ihm vorkommen, als sähe er die Ewigkeit selbst in Gestalt eines jungen, knienden Wesens ...“ Und wenn er eine alte runzelige Hausfrau oder eine bebrillte Großmutter knien sähe: würde es ihm auch so vorkommen, als sähe er in ihrer Gestalt die Ewigkeit selbst? Kaum.

Von wundervollster Einigkeit sind die drei Schriftstellerinnen in ihrer heftigen Antipathie gegen die Frauenrechtlerinnen. Temperamentvoll schildern sie ihren unheilvollen Einfluß; Ellen Key schwört sogar „den Eid Hannibals“, sie zu vernichten. Die Emanzipation halten diese Gegnerinnen für einen mißrathenen Verzweiflungstreich, was schon daraus erhelle, daß die vom Weg Abgeirrten (vom Weg des echten Frauenthumes) „massenhaft an den Rändern aller Wege sterben.“ „Durch Millionen Frauen geht der stumme, unbewußte Schrei: Gebt uns das Glück, unser Weibsein auszuleben.“ So Laura Marholm. Und Ellen Key: „Wenn die Frauen erst wieder Frauen sein dürfen, brauchen sie nicht mehr ihre herzzerreißenden Schriften zu schreiben.“

Bei solchen Auslassungen fasse ich immer an meinen Kopf und frage: Bin ich verrückt oder ...

Aber ums Himmels willen: wer hat denn je eine Frau gehindert, das Weibsein im Sinn dieser Antifrauenrechtlerinnen zu üben? Schleppt man sie denn mit Gewalt an die Schalter, ans Telephon, treibt man sie zu Paaren in die Universitäten und Akademien? Wer hat je ihrer „Selbstbehauptung durch Selbsthingabe“ (nach Frau Lou und Ellen Key die Lebensaufgabe der Frau), wer hat je ihrer Lust, ein Dutzend Kinder zu gebären, Schranken gesetzt? Haben die berufsmäßig Arbeitenden Schreie ausgestoßen, so waren es Freudenschreie über die Erlangung einer Stelle, die ihnen Brot gab, da sie nun doch einmal von ihren unermeßlichen Gefühlen nicht leben können und ihnen ja auch die Kinder (um derenwillen sie da sein sollen), nicht vom Himmel in den Schoß fallen. Die Emanzipationbestrebungen sind doch gerade umgekehrt eine Antwort auf die Schmerzenschreie der Frauen, die unter der engen Gebundenheit des Weibes, unter seiner absoluten Abhängigkeit vom Mann litten, der Frauen, die an physischem oder psychischem

Hunger verdarben. Ein solcher Schmerzensschrei ist das Buch „Halbthier" von Helene Böhlau.

Ellen Key sagt: „Die ganze Entwickelung der Frau zu geistiger Gesundheit und Kraft ist durch die Studien vereitelt worden." Ja, studirt denn schon seit Jahrzehnten die Mehrzahl der Frauen? Ist nicht vielmehr die Zahl Derer, die den Lockungen der Emanzipirten gefolgt sind, verschwindend klein? Und diese Wenigen sollten schon die ganze geistige Kraft und Gesundheit des Frauenthumes untergraben haben? Sie haben ja noch gar keine Zeit gehabt, am Weg zu sterben. Die Frauen konnten bis jetzt schon deshalb nicht in größerer Anzahl studiren, weil ihnen — abgesehen vom ärztlichen Beruf — die Verwerthung ihrer Studien als Broterwerb versagt war und noch versagt ist, sich demnach nur reiche Mädchen den Luxus einer wissenschaftlichen Ausbildung gönnen durften.

Und weiter schildert Ellen Key die Leiden der Unglücklichen, die den Emanzipirten ins Garn gegangen sind: „Unzählige Impulse der Zärtlichkeit müssen sie unterdrücken ... ihr Herz gegen tägliches Anklopfen verhärten ... sie müssen sich von den kleinen Kinderhänden losreißen." ... Auch völlig berufslose Frauen reißen sich unter der Beihilfe von Kinderfrauen und allerhand anderen, zum Theil sehr willkommenen Abhaltungen, die den größten Raum des Tages in Anspruch nehmen, von den kleinen Kinderhänden los; und die kleinen Kinderhände wachsen so schnell und machen sich dann von selbst von den großen Mutterhänden los.

„Die Frau wird (in Folge der Emanzipation) immer weniger Neigung zur Entwickelung erotischer Gefühle haben." Ja, — wers glaubt! Soll nicht der Mann viel sinnlicher als die Frau sein? Und es scheint doch, als ob ihm die gehäuftesten Berufsarbeiten noch hinreichend Raum und Zeit für eine ausgiebige Erotik lassen.

Ellen Key octroyirt den Frauenrechtlerinnen: „Sie sehen ein, daß das Gehirn ihre Muskeln entkräftet" (durch die Studien). Erstens denken sie nicht daran, Das einzusehen; und wäre es der Fall: könnte dann nicht das auf Kosten der Muskeln so sehr gekräftigte Gehirn ihnen zu der klugen Einsicht verhelfen, daß Leibesübungen — Schwimmen, Turnen, Radeln, Massage, Luftbäder, Tennis u. s. w. — ein Aequivalent für geistige Anstrengungen bieten? Die Muskeln stubenhockerischer Gelehrter werden auch entkräftet. Und Das dürfte die Geburten kleiner Herakleſſe, zu denen Ellen Key ermuntert, auch nicht gerade fördern.

„Die Frauenrechtlerinnen haben auf die Mehrzahl der Frauen einen ungeheuren Druck ausgeübt." Wo denn? Wie denn? Vergebens besinne ich mich auf Schriften, Reden, Petitionen oder irgend eine Art der Agitation, die angethan waren, einen ungeheuren Druck auf die Frauenwelt auszuüben, und die Hausfrau veranlaßten, „sich als Armenhäuslerin zu fühlen".

Und mein eigenes Frauenideal?

Ich bin beschämt, wie trocken und nüchtern es von dem mit Poesien und Prophetie getränkten Idealen der drei Dichterinnen absticht. Das heißt: ich brauche mich ja eigentlich gar nicht in die Unkosten eigener Gedanken und Worte zu stürzen. Ein Satz aus Ellen Keys Schrift deckt sich völlig mit meinem Ideal vom Frauenthum. Sie sagt: „Jede Frau muß, ohne daß ihr von der Gesellschaft Hindernisse in den Weg gelegt werden, danach streben dürfen, Das herauszufinden, was die Natur gerade mit ihr beabsichtigt hat ... Es gilt, diese Eigenart bis in die geringsten Einzelheiten zu schützen." (Daß ihre Gesammtauffassung der Frau im grellsten Widerspruch zu diesem Satz steht, ist nur ein Widerspruch mehr in dem Essay.) Demnach zersplittert sich mein Frauenideal in unzählige Ideale, da jede einzelne Frau, je nach ihrer Wesensart, ihr eigenes, ihr allein zugehöriges Ideal hat und je nach ihrem ganz individuellen Herzens- und Geistesdrang selig werden kann, des Glaubens baar, daß sie zum Dienst oder Zweck Anderer geboren ist.

Wohl verlangen auch die drei Reaktionärinnen weitgehende Rechte für die Frauen; aber sie knüpfen sie an Bedingungen, die die Freiheiten null und nichtig machen, während die Frauenrechtlerinnen und die radikalen Elemente der Frauenbewegung uneingeschränkte Freiheit fordern, Freiheit auch von dem Glauben, daß mit der Mutter oder Gattin die Lebensaufgabe des Weibes erledigt sei, Freiheit von jeder autorativen Vorschrift, von jedem Verbot, die der Frau den Daseinszweck bestimmen wollen. Es giebt so viele Zwecke; ob es aber überhaupt einen Daseinszweck giebt!?

Warum hält man die Frauen für Thörinnen, die sich selbst weh thun, gerade Das thun wollen und werden, was gegen ihre Natur ist? Aus seiner eigenen Haut zu fahren, verbietet sich ja eigentlich von selbst. Ein Unmusikalischer wird sich nicht — falls er nicht ein Narr ist — der Musik widmen. Das gilt auch von allen übrigen Arbeitgebieten, vorausgesetzt, daß eine Nothlage uns nicht Widernatürliches aufzwingt.

Zum Schluß hätte ich große Lust ... Aber nein: Das wäre ja Wasser auf die Mühle der Apologetinnen für echte Weiblichkeit, wenn ich mich zu einem Donnerwetter hinreißen ließe. So sage ich nur: Bei Gott, wenn diese lieben und hochbegabten Dichterinnen so sehr gegen die Berufsthätigkeit der Frau und ihre Konkurrenz mit dem Mann eifern: warum bleiben sie denn nicht selbst im Rahmen der Weiblichkeit, fern jeder Berufsthätigkeit, warum produziren sie denn Fallobst und ähnliches Zeug? Warum streben sie denn nicht Ellen Keys Zukunftideal an: „Das Weib mit der Nahrung für einen Herakles im schwellenden Busen."? Halten sie denn die Leserinnen für solche Dummköpfe, daß sie diesen unglaublichen Widerspruch nicht wahrnehmen werden, der ihren Ausführungen jeden Werth und jede Wirkung rauben muß?

Eine Karikatur ihrer Art bietet ein Verein von Antifrauenrechtlerinnen in Amerika, dessen Mitglieder von öffentlicher Rednerbühne herunter die gröbsten und zornigsten Bannflüche auf die Frauenrechtlerinnen niederschmettern.

Und warum stellen diese Frauen nicht einfach und klar — ja: besonders klar — ihre Thesen auf? Warum verkleiden sie ihre Gedanken? Wozu der malerische Faltenwurf, der stolze Kothurn, der mystische Dreifuß? Es giebt ja so viele andere, für poetische Ergüsse geeignetere Gebiete als die Frauenfrage! Wer, nachdem er Ellen Keys „Mißbrauchte Frauenkraft" gelesen hat, mir sagen kann, was sie nun eigentlich will, was die Frau thun und was sie lassen soll, — Den halte ich für einen gewiegten Räthselentzifferer.

Frau Lou freilich will nichts als ein goldumduftetes Bild der Frau geben, wie sie visionär es in der Seele geschaut hat. Sie enthält sich des kategorischen Imperatives: Das Weib soll! Ich sage: Nein, sie soll nicht. Die Frau als Mensch, wenn sie ein vollwerthiger Mensch ist, will, was sie soll.

Hedwig Dohm.

Die Sonnenblume.

Da, wo die Sonnenlosen begraben werden, wuchs eine Sonnenblume aus einem tiefgesunkenen Grabe. Der Wind mochte sie zusammen mit den hellblauen Cichorienblumen und den rothen Disteln gesäet haben, die mit ihr aus dem Schutt stiegen, der noch liegen geblieben war vom Ausbau der alten Dorfkirche und Pfarre.

„Grabblumen sind die Seelen Toter und Ihr müßt sie blühen lassen," erzählte die Pastorin ihren Kindern; und ihr Mann sagte:

„Ihr sollt nicht stehlen — auch keine Blumen vom Kirchhof."

Als aber die Sonnenblume allzu stolz mit ihrem reifen Herzen prahlte und sich so hoch über all die anderen Kirchhofsblumen erhob, stach sie doch Pastors Kindern in die Augen und sie schnitten die Sonnensuchende ab, rupften ihre schwarzbraunen reifen Körner heraus und ließen die arme Strahlenträgerin auf der Sandsteinstufe der neugeweißten Kirche liegen.

Sie wußten aber diesmal gar nicht, daß die Sonnenblume auch eines Menschen Seele war, wie die Astern und die Georginen, die sich zum Sommerende noch schnell aus den Gräbern drängen. Sie war ja in der Ecke gewachsen, wo die Hügel sich eilen, schnell wieder der Erde gleich zu werden, gerade wie die Menschen, die sie decken. Und außerdem hatte man den Kirchenschutt dort abgefahren, zersplitterte Butzenfenster und die Gliedmaßen abgethaner Heiliger. Die Kinder von Pastors und anderer Leute Kinder auch spielten gern auf der breiten Sandsteinstufe und die rothen und gelben und blauen und grünen Glasscherben schleppten sie aus dem Schutt heran, um durch sie mitten durch das Sonnenherz in den Himmel zu sehen; und aus alten Friesstücken klopften

sie den scheußlichen Judas und den Teufel und den lieben Jesus mit dem langen Zeigefinger.

Ein Knabe, der einen Buckel und ein verbissenes, häßliches Gesicht hatte, formte aus Lehm die Figuren nach und schenkte sie den Kindern aus dem Dorf, damit sie ihn etwas weniger schimpften. Die hübschesten Erzeugnisse seiner jungen Kunst aber waren für Pastors Meike, die blind war und doch sehr viel vom lieben Gott hielt und die fast den ganzen Tag auf der hellen Kirchenstufe saß und mit toten Augen sonnenwärts blickte.

Meike schimpfte kein Kind im Dorf. Meike brachten sie alle etwas Schönes: Aepfel und Zwetschen, Kastanien zu Halsketten und Buchnüsse und auch Karnickelchen, die dann Pastors großer Aeltester in seinen Stall sperrte. Wer nichts für Meike hatte, streichelte ihre weißen, mageren Händchen, auf die viele Mutterthränen gefallen waren.

Peter Barthold, der bucklige Junge, den sie schimpften, weil er einen Buckel hatte und eine Mutter, die sich mit den pollackischen Streckenarbeitern abgab, formte für Meike Wappenthiere und Ritter und Heilige und Bischöfe, wie sie im Fries und den alten Grabsteinen zu finden waren, die man vorläufig gegen die blendende Kirchenwand gelehnt hatte. Und Pastors Meike und Peter Barthold saßen immer beisammen auf der Kirchenschwelle, abends zumal, wenn der Kirchhof nach Reseda und Levkoyen duftete.

Als Peter an dem Abend die arme goldrandige Blume sah, stülpte er sie auf Meikes hellblondes Köpfchen. Und Meike hielt mit der einen Hand die Blume fest und in der anderen Hand trug sie den Martinskürbis, in dem ein Lichtstummelchen schwälte und über ihr Kindergesicht einen irrenden gelben Schein warf.

„Warum kannst Du nicht sehen, Meike?"

„Weils der liebe Gott so will, Peter. Du weißt doch: der liebe Gott hat die Welt geschaffen."

„Der liebe Gott" . . . Peter dachte einen Augenblick nach, obwohl Meikes Weisheit ihm nicht neu war.

„Und ich habe 'nen Buckel, weil ers will, und Jeder kann mich schimpfen, wenn ers will. Du, Meike, der liebe Gott ist wie der Schullehrer. Der haut auch, wen er will, und am Meisten Unsereinen, der nichts vom Schweineschlachten bringt."

Meike zitterte vor Schreck über Peters Gottlosigkeit. Die Sonnenblume fiel von ihrem Köpfchen und das Martinslicht im Kürbis fiel um und verlosch.

„Warum hat der Pollack meinen Vater tot geschlagen und warum schlägt mich die Mutter nu halbtot? Wenn ich groß bin, schlag' ich sie Alle tot! Das will der liebe Gott dann auch, daß ich 'n Mörder werde!"

Meike war zu Ende mit ihren pastörlichen Begründungen. Sie sah die wüthenden Augen des Buckligen nicht, aber sie fühlte seine feuchten Finger auf ihrem bloßen Halse und ihrem Gesicht und sie rief schluchzend nach ihrem Bruder.

„Dir man nich, Meike, Dir schlag ich ganz sicher nich tot!"

Aber das Kind ängstigte sich und rief lauter nach dem Bruder.

Der hörte sie nicht. Er ging mit all den andern Kindern singend durch die Gräberreihen und viele Martinslaternen schaukelten über Astern hin. Aber weil Peter fühlte, warum sie den starken Bruder rief, schlich er davon.

Nach ein paar Tagen aber saßen sie wieder beisammen, abseits vom Kinderglück. Eine schöne Sonnenblume und viel Lehm hatte sich Peter irgendwo gestohlen und seine Totschlagwuth war untergegangen in der Freude, Meike aus Lehm zu machen: Meike mit der Sonnenblume und den offenen Augen.

So wurde ein kleines Scheusal erschaffen; aber Meike, die nichts sehen konnte, war stolz. In Pastors Backofen lag „Meike" zum Trocknen. Der Pastor hatte die Lehmfigur erst belacht und dann Etwas von Geschick für einen „Bildhauer" gesagt. Da war Peter außer sich. Der Lehrer erfuhr auch davon und schlug den Peter ein Bischen weniger, — aus Respekt vor seinem Talent. Er gab ihm auch Papier und Bleifedern zum Zeichnen. Und Das war gut, denn als die Tage vorüber waren, die für Kinder im Zeichen des Drachens und der Martinslampen stehen, blieb die Sandsteinstufe, die der Novemberregen wusch, leer und Meike war bei ihrer Märchen erzählenden Mutter und Peter bei der Frau, auf die das Dorf mit Fingern wies wegen des Pollackischen, der ihren Mann erschlagen hatte. Und wenn Peter nicht gezeichnet hätte, wäre er verkommen, weil er so oft über Das nachdachte, was Gott will, und darüber, warum er so viel Böses will. So aber bekam er zwar wie sonst viel Prügel und seine Thränen fielen auf die Tafel, auf der er natürlich Meike zeichnete, und Meike ertrank in seinen Thränen. Aber Tafel und Thränen wurden wieder trocken und Meike wurde immer ähnlicher. Zu Weihnachten war ein großes Bild fertig für den Herrn Pastor, der ihm immer zulächelte und ihm die Hand gab, was sonst Keiner that. Meike hatte er seit dem Herbst nicht mehr gesehen, weil sie krank war; sie sollte sich auf der kalten Kirchenstufe das Zehrfieber geholt haben.

Vier Bogen hatte Peter zusammengeklebt. Die ganze Kirche war auf dem Bilde und eine Grabreihe auch und auf der Schwelle saß Meike mit Martinskürbis und Sonnenblume und neben ihr kauerte er, scheußlich wie ein Zwerg mit einem Froschkopf. Das war nämlich das Schrecklichste in seiner Phantasie. Wenn der Herr Pastor wieder Etwas von seiner Geschicklichkeit sagen würde, wollte er ihn angehen, ihn in die Lehre zum Steinmetz oder Bildhauer zu geben, denn ein Herr Pastor kann Alles. Er wollte dann auch für jedes Grab und für den Altar in der Kirche einen Engel aus Gips oder Marmor machen. Und alle die hundert Engel sollten Meikes Gesicht mit den großen Augen haben und ihren dünnen Hals und ihre kleinen Hände.

Als die Mette aus war, ging er über den Kirchhof, wo schon kleine Tannenbäume auf den Kindergräbern reicher Bauern brannten. Manchmal hörte er auch ein Schluchzen, aber Das rührte ihn nicht. Es waren im Winter viele Kinder aus der Schule gestorben; sie hatten ihn alle einmal oder oft geschimpft und geärgert. Er gönnte es ihnen schon, daß sie tot waren. Sie sollten auch keinen weinenden Engel haben von ihm. Sie hatten ja Epheu auf den Gräbern oder Eiskraut und Immergrün und Blumen, zuletzt im Herbst noch Astern und dann am Totenfest Blechkränze und Weihnachten einen Tannenbaum.

Meike aber, — und da hielt er sein Blatt ganz fest an sein hämmerndes Herz. Meike lebte ja noch.

— —

Aber Meike lebte nicht mehr.

„Sie sieht nun die Sonne", sagte der Pastor und ging mit dem buckligen

Knaben, der auf seinem Süll gekauert hatte, in das Zimmer, wo Meike lag. Nun ruhten aber die Lider mit den langen Wimpern über den Augen; und in den Händen hatte sie Christrosen und keine Sonnenblumen. Das that Peter Barthold weh, denn in seiner engen Seele lebte Meike nur mit einer Sonnenblume und suchenden Augen. Ihm fiel das Märchen von den blühenden Seelen ein, das ihm Pastors Kinder erzählt hatten, als er sich einmal Blumen von einem schönen Grab gestohlen hatte.

„Wird sie nun eine Sonnenblume?"

Er tippte dabei die weinende Pastorin an und rollte sein großes Bild auseinander.

Er bekam keine Antwort, denn Meikes Mutter sah das Bild an und weinte noch viel mehr und der Pastor weinte auch mit seiner Frau und seinen Kindern. Nur Peter weinte nicht. Er sah die Meike an, die nun sehen konnte, und fühlte sich fremd bei ihr.

Als er aber ein Weilchen später an der Sandsteinstufe vorüber ging, da kam ein furchtbares Weinen über den Jungen.

Die kleine Meike wurde begraben und Peter sah in das Grab, aus dem im Herbst eine Sonnenblume blühen würde. Aber zeichnen mochte er nicht mehr. Er hatte nur das eine Bild im Kopf. Die Ritter und der Judas aus dem Fries und den alten Grabsteinen waren ganz vergessen; sie waren auch zu häßlich im Vergleich mit Meike. Sonntags durfte er bei Pastors sein und mit ihnen zu Meike gehen und dann in die Abendkirche.

Wenn die Pastorin ihn nach der Mutter fragte, mußte er immer sagen, daß sie im Kruge half. Daß sie oft betrunken nach Hause kam, sagte er nicht; aber die Leute konnten ja die blauen und grünen Stellen in seinem Gesicht sehen.

Im Frühling kamen Pastors fort; und zuletzt sagte die Pastorin:

„Warte nur, Peter, wenn Du eingesegnet bist, kommst Du zu uns in die Stadt und zu einem Steinmetz ins Handwerk. Und bis dahin pflegst Du Meikes Grab recht schön, was?"

„Wenn Gott Das will, — aber Gott will Das nicht. Gott hat meinen Vater vom Pollackischen totschlagen lassen und mir den Höcker gegeben und Meike blind gemacht und sterben lassen. Gott ist wie der Schullehrer, der Unsereinen am Meisten haut."

Die Pastorin hatte keine Zeit mehr für die wenig christliche Weisheit des Jungen, der ihr überhaupt in seiner Ungestalt und Verbissenheit widerwärtig war. Das Versprechen sollte ihm ein moralscher Halt für die nächste Zeit sein, sonst nichts, — und eben nur ein Versprechen, das nicht erfüllt wird.

Der Pastor sagte auch noch etwas Aehnliches und Peter meinte dagegen: „Meike is man tot." Als ob Meike das Leben seiner Kunst gewesen wäre.

„Halte Dich brav, Peter!" sagte auch Meikes ältester Bruder und schenkte ihm wohlwollend einen alten Flitzbogen, der nicht mehr miteingepackt werden sollte.

„Der kann klug schnacken... wie sin Oller", dachte Peter; und damit waren Pastors für ihn abgethan. Sonntags, wenn er sich doch mal nach ihnen sehnte, ging er auch in den Krug, um zu helfen. Schnaps und Bier trug er herum und Prügeleien sah er gern: dann kam ihm die Totschlagwuth gegen die Pollacken und gegen Alle überhaupt.

Brav hielt er sich nicht, er trank schon Schnaps. Erst immer die Neigen

und Das, was beim Tragen auf den Teller überfloß. Aber er übte sich bis zum Ganzen auf einen Zug und ohne Schütteln. Nun war er der Schlimmste im Dorf und Jeder prügelte ihn, namentlich wenn man ihn in den Gärten beim Stehlen faßte. Als es Herbst wurde und die Jungen wieder Kürbisse aushöhlten und beklebten, dachte er viel an den vergangenen Herbst, wo die kleine Meike noch lebte. Das Grab hatte er manchmal mit gestohlenen Blumen geputzt und immer gedacht, Meikes Seele würde endlich eine Sonnenblume werden. In allen Gartenecken und mitten auf Gemüsefeldern reckten sich schon die großen Blumen hoch, die ihr Gesicht der Sonne zukehren, auf Meikes Grab aber blühten ganz niedrig ein paar Astern wie auf allen den anderen Hügeln.

Nun ging er Sonnenblumen stehlen. Wenn der Fuchs auf den Wiesen braute, schlich er auf Beute und auf dem kleinen Grabe standen zu Häupten und zu Füßen und mitten auf der Grabfläche, wo die Seele aufblühen sollte nach Peters Glauben, sture Sonnenblumen.

Alle Tage mußte er frische abschneiden, weil er nicht haben mochte, daß sie den Kopf hängen ließen. Meike hatte Das nie gethan. Einen Kürbis stahl er auch. Seine letzte Kunst probirte er an dem Martinskürbis, den er an Meikes Rosenbusch hängte, und als er bei dem flackernden Herbstlicht sich nach Meike sehnte, der Gott eben so wie ihm etwas Böses angethan hatte, schrien die Dorfkinder: „Höckerbarthold hett een Brut, Pastors blinde Meike. Pust em doch de Lüchte ut.“

Und Das thaten sie auch.

Er war ganz stolz, daß Pastors Meike seine Braut sein sollte, und ließ sich knuffen. Als sie aber an den schönen Kürbis wollten, wehrte er sich, und weil seine Fäuste nichts waren, nahm er das Küchenmesser, mit dem er immer auf Raub ausging. Die Pollackenwuth kam über ihn und die Angst, totgeschlagen zu werden, wie sein Vater ... und es floß Blut um Meikes Herbstfreuden.

Eine ganze Zeit trug der Schulzensohn seinen Arm in der Binde und unterdessen wanderte der Bucklige in eine Anstalt, wo man ihn redlich schlug und viel von väterlicher Zucht und Liebe redete.

Als er herauskam, nach seiner Einsegnung, wars aus mit seinem Bischen Verstand, mit seiner Pollackenwuth und seinem Bischen Gutmüthigkeit. Im Dorf hatten sie Furcht vor dem tückischen Burschen, der nicht arbeitete und Branntwein trank. Wenn er dann betrunken durch das Dorf trottete, wagten sie sich an ihn.

„Wie heit Din Brut, Peter?“ fragten die Kinder, die hinter ihm drein waren.

„Meike!“ antwortete er dann stolz. „Sei is man nu een grote, geele Sünnenblaum.“

„Un wat bist Du?“

„'n Steinmetz, Gören!“

Und ein Stein flog hinter die schreiende Schaar drein.

Im Rausch fiel er sich eines Tages zu Tode und er bekam sein Grab bei den Sonnenlosen, denen der Wind manchmal eine flammenstolze Blume sät.

Schwerin i. M. E. Heydemann-Möhring.

Fritz Mauthner.

Gestern Nacht träumte mir, ich sei eine zwölfgliedrige Deputation und fahre in einem überfüllten Coupé zweiter Klasse in den Grunewald hinaus, um Fritz Mauthner zu seinem fünfzigsten Geburtstage zu gratuliren. Es war übrigens sehr gemüthlich. Wir unterhielten uns, wie es sich zu diesem Ereigniß gehörte, andächtig und fröhlich von den Verdiensten, die wir uns um Fritz Mauthner erworben hatten.

„Ich habe seit zwanzig Jahren jedesmal, wenn ein neues Buch von ihm herauskam, seine Parodien ‚Nach berühmten Mustern' gelobt," sagte der berühmte Kritiker links neben mir.

„Sehr verdienstvoll," näselte sein Gegenüber; „da sollten eigentlich Sie ein Jubiläum feiern. Ich habe übrigens vor einigen Jahren ein Drama von ihm angenommen — —"

„In die Ehre müssen Sie sich mit mir theilen," fiel ein Dritter ein, ein sehr würdevoller Herr.

„In die Ehre? Wieso? O nein, wenn es die ‚Ehre' gewesen wäre, dann freilich! Es war aber keine ‚Ehre', es war ein ‚Skandal'!"

Wie es Einem beim Eisenbahnfahren manchmal geht: ich nickte für ein paar Sekunden ein und träumte, die Herren hätten das Stück damals zwar angenommen, aber nie aufgeführt . . . Dann fuhr ich erschreckt auf. Wir waren am Ziel unserer Fahrt. Als vorsichtiger Deputationsprecher überzählte ich meine Glieder; richtig: ich bildete genau ein Dutzend. Nach wenigen Schritten standen wir vor dem Gartenzaun. Fritz Mauthner war gerade dabei, ein junges Bäumchen einzupflanzen. So pflanzten wir uns denn vor dem Zaun auf.

„Gratuliren Sie mir, meine Herren!" rief er, ohne sich sonderlich um uns zu kümmern. „Dies Ding hier ist eine reizende kleine Edeltanne!"

„Hochverehrter," hob ich an, „wir kommen allerdings zum Gratuliren. Fünfzig Jahre ist es her, seit . . . seit . . ."

„Seit ich geboren wurde," unterbrach er mich, „allerdings, aber ich kann nichts dafür. Und daß ich das fünfzigste Jahr heute erreicht habe, ist auch nicht mein Verdienst. Und wenn Sie Hochverehrter sagen, fangen Sie gewöhnlich an, grob zu werden. Und wie kommen Sie denn überhaupt in die Gesellschaft? Mir scheint, Sie wissen nicht, wo Sie sind . ."

In diesem Augenblick hörte ich sehr deutlich drei laute Glockenschläge. „Ich weiß sehr genau, wo ich bin," brummte ich noch verdrießlich. „Das Fest beginnt jetzt." Und in der That hörte ich aus der Ferne vielstimmiges Gemurmel und Geklapper. Dann öffnete ich unzufrieden die Augen, sah mich langsam in meinem Gemach um . . .

Ach ja: ich wußte jetzt ganz genau, wo ich war!

Dieser Traum soll mir wenigstens das Eine bedeuten, daß er mich vor dem üblichen Ehrengreisjubelton warnt. Ich mache mir gar nichts daraus, daß Mauthner am zweiundzwanzigsten November fünfzig Jahre alt wird; im Gegentheil: es wäre mir viel lieber, er würde erst vierzig. Aber man heult schließlich doch mit den Wölfen; besonders, wenn man allein steht. Und wie ich mirs — si magna licet componere maximis — am Goethetage nicht nehmen ließ, zu meinem Arbeiterpublikum von Goethe zu sprechen, in der Hoffnung, Einer oder der Andere werde meine Worte an diesem Tag doch eher beachten, so will ich heute den Vielen, für die er noch nicht geboren worden ist, und den Wenigen, die ihn gleich mir kennen und schätzen, von meiner Liebe zu Fritz Mauthner erzählen.

„Es wäre eine schöne Aufgabe, eigentlich die einfachste Pflicht jedes Kritikers, unter der gegenwärtigen Produktion streng zwischen den Belustigungsschriftstellern, welche die Phantasie des Lesers für einige Stunden berauschen wollen, und zwischen den wenigen Auserwählten zu unterscheiden, welche das Zeug in sich haben, ihren Lesern fürs Leben Etwas zu sein und zu bedeuten." So schrieb Mauthner vor ungefähr fünfzehn Jahren. Und diese ernste Pflicht des Kritikers hat er, nebst den anderen Rezensentenpflichten, vorher und nachher in sehr verdienstvoller, sehr aufreibender, sehr übermäßiger Weise erfüllt. Es wird Zeit, daß wir über seine Kritikerthätigkeit — er war es, der, als es noch Etwas zu bedeuten hatte, Anzengruber, Gottfried Keller, Fr. Th. Vischer, Daudet, Ibsen rühmte — unsere Pflicht ihm gegenüber nicht vergessen. Die paar Leute, die sich überhaupt um die deutsche Literatur kümmern, müssen endlich erfahren, daß Mauthner nicht zu den Belustigungschriftstellern gehört, sondern zu Denen, die Etwas für unser Leben bedeuten.

Es ist nicht möglich, obwohl ich es gern thäte, über seinen ersten großen — besser gesagt: seinen einzigen unzweifelhaften — Erfolg beim Publikum schweigend hinwegzugehen. Ich unterschätze die Bedeutung der parodistischen Studien „Nach berühmten Mustern" keineswegs; ganz abgesehen von dem ungewöhnlichen Sprachtalent und dem sicheren Stilgefühl, abgesehen auch von der Lustigkeit der Erfindung und der Einkleidung, haben sie ihre bleibende Bedeutung als scharfe, unübertroffene Kritik der Anmaßung, des Dilettantismus, der Ohnmacht und des „Damenmännerthumes" in der Literatur, eine Kritik, die mit gesteigerter Schärfe und mit der Spitze gegen die Pächter und Schmarotzer des Journalismus im „Schmock" fortgesetzt wurde. Was sie mir aber besonders werthvoll macht, ist etwas Negatives, eine Betrachtung, die ich an sie knüpfe. Dieses Talent, in Stil und Art Anderer zu schreiben, hat Mauthners eigene Ausdrucksweise nie auch nur berührt oder gefärbt; und ferner hat der Erfolg, dessen dieses Talent sicher war, ihn nie dazu getrieben,

es geschäftig oder geschäftlich auszubeuten. Darüber ist mehr zu sagen; denn Das erklärt uns das Geheimniß von Mauthners erfreulicher Unpopularität. Er ist keine Spezialität. Wir wissen ja jetzt zum Glück, da wir seit Kurzem auch einen deutschen Multatuli haben, was eine Spezialität ist: „Ein Straßenfeger, der nicht fegen kann und kein anderes Fach versteht als Nicht-Fegen-Können: Das ist eine Spezialität." Aber wozu erst den genialen holländischen Schriftsteller bemühen? Mauthner hat uns ja selbst in seinem „Dilettantenspiegel" die Definition des Spezialisten gegeben:

„Der Eine ist stark in Straßenbeschreibung,
Der Zweite in Stimmungfarbenreibung,
Der Dritte kennt Weg und Steg in Egypten,
Der Vierte fromme modrige Krypten,
Der Fünfte klebt nur mit altdeutschem Leime,
Der Sechste notirte sich altdeutsche Reime.
Und Jeder von ihnen, ein Sechstelpoet,
Brütet auf seiner Spezialität,
Bettelt mit seiner ewigen Leier
Wie ein Orgeldreher um Kupferdreier.
Der poetischen Fakultät Dentisten,
Kleinkrämer sind sie und Detailisten."

Aber nicht nur Leute wie Stinde, Julius Wolff, Ebers und Andere waren und sind Spezialisten; auch Anderen, Größeren, kann der Tadel nicht erspart werden, daß sie — höflich ausgedrückt — den Beruf ihrer Einseitigkeit gewählt haben. Uebrigens ist die Welt ja daran gewöhnt. So oft sich ein Fachmensch um Dinge jenseits der zugestutzten Hecke kümmert, geräth diese liebe Welt in ein bald spöttisches, bald ehrerbietiges Staunen. Was? Volckmann, der Chirurg, Liebmann, der Philosophieprofessor, haben Gedichte herausgegeben? Wilhelm Busch giebt sich ernsthaft mit metaphysischen Problemen ab? Edwin Bormann, der leipziger Bliemchendichter, schreibt dicke Bände über die Shakespearefrage? Billroths Briefe handeln nicht von der Knochensägerei, sondern von der Musik? Hinter all diesen verwunderten Fragen steckt eigentlich nichts als der Ausruf: Die hättens doch gar nicht nöthig! In jedem Betracht ernsthafter zu nehmen als die Geschäftsspezialisten sind jene andern, die man mit einem Worte Dehmels „Virtuosen von Fach" nennen könnte, die ihre Einseitigkeit nicht zum Geschäft, aber zum Beruf machen. Da wären schon gewichtige Namen, Namen von lieben und trefflichen Männern, zu nennen. Fritz Reuter rechne ich dazu und Wilhelm Raabe kann ich nicht ausnehmen, ja, sogar Storm mit seinem Chronikenstil gehört hierher. Niemand wird mir einreden, daß der besondere Stil, die besondere Ecke, aus der diese Männer die Welt zu betrachten sich eingeübt haben, aus tiefster seelischer Nothwendigkeit kommt. Es ist virtuos beklei-

dete Echtheit, nicht weniger, leider auch nicht mehr. Und bei öfterer Wiederholung nimmt die Virtuosität eben so zu wie die Echtheit ab. Ich will nicht unterlassen, ganz eilig und vorübergehend einem geliebten Nicht-Virtuosen die Reverenz zu bezeigen: Joseph Victor Scheffel. Jedes Buch ein neuer Ton; und jedesmal überließ er es resignirt Anderen, in dem Nest, das er verlassen, ihre Windeier auszubrüten. Er war eine von Grund aus vornehme Natur; in der heute modernen Sprache gesagt: ein lächerlich unpraktischer Mensch.

Und wie hats Mauthner gemacht? Der unglückliche Scheffel verstummte wenigstens; Mauthner aber ist nicht nur kein Spezialist, er ist sogar nicht unproduktiv! Wie soll es möglich sein, wenn in jedem neuen Buch etwas Anderes steht, als man zu erwarten berechtigt ist, ein Publikum oder auch nur eine Gemeinde zu finden? Die „berühmten Muster“: gut; noch drei, vier solche Bücher und Alles war in Ordnung. Und wenn er Das nicht wollte, konnte er ja irgend ein großes Witzblatt redigiren. Der „Neue Ahasver“ führte offenbar einen neuen Spielhagen ein; aber dazu muß man bei der Stange bleiben. Statt Dessen, fürchte ich, schämt er sich heute schon eher dieses Buches. „Xanthippe“: eine ganz eigene Art des historischen Romans. Das Genre versprach viel bei sorgsamer Pflege. Aber er ließ lange Jahre vergehen, bis die „Hypatia“ erschien, — und die war dann schließlich ganz anders. Dann vergrub er sich einmal in die Geheimnisse der Spiritisten; aber was der Mensch zum Studium wählt, Das muß ihn doch auch später ernähren; wozu studirt er sonst? Und der Antispiritismus: die Spekulation wäre gut gewesen. Aber er bohrte wieder nicht weiter. Ferner hatte er das Glück, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Deutschböhme zu sein; man hätte meinen sollen, er verstünde sochen Treffer zu würdigen, als er den „Letzten Deutschen von Blatna“ veröffentlichte; er brauchte nur so fortzufahren und wäre im Handumdrehen in Böhmen berühmt und im Reich beachtet gewesen. Aber er schien das Buch wirklich mit seinem Herzblut geschrieben zu haben; denn er schwieg dann wieder. Und schließlich: der „Pegasus.“ Das war ja die feinste Blüthe des von Jean Paul ererbten Humors; so konnte es nicht einmal Wilhelm Raabe. Aber auch auf diesem Wege ging er nicht weiter. Dieser Fritz Mauthner ist wirklich ein unbequemer Mensch. Wenn er wenigstens bei dieser Vielseitigkeit noch schmiegsam wäre; aber er hat einen polyhistorischen Charakter, — und das Hauptwort paßt doch wahrhaftig eben so wenig in unsere Gesellschaft wie das Attribut. Man ist ja ein moderner Mensch und will wahrlich Niemandem verwehren, die Tagesprobleme zu behandeln; aber solche Zeitschriftsteller muß man dann doch rubriziren können, damit man wisse, wie und wo. Beileibe keine Parteitendenz; aber es giebt herrschende Strömungen, von denen man einer anzugehören hat. Beim „Neuen Ahasver“ gings noch; es war zwar peinlich, daß das Buch zugleich Antisemiten und Juden den Spiegel

vorhielt, aber immerhin zählte es doch zur großen liberalen Strömung. Allerdings gehört es einer Zeit an, wo der Liberalismus noch eine Ideengemeinschaft zu sein schien; den Liberalen war noch nicht unweigerlich vorgeschrieben, bestimmte Wirthschaftstendenzen mitzumachen.

Aber dann kam die große Wandlung. Die übrige Welt begann, in der Weltanschauung sehr vorsichtig und konservativ, in der Lebensführung aber recht „modern" zu werden. Mauthner aber hielt es gerade umgekehrt: zäh und mit steigender Leidenschaftlichkeit hielt er an der modernen Weltanschauung fest, ein unversöhnlicher Feind alles Irrthumes, aller Heuchelei, aller geistig-diplomatischen Anpassung; die Lebensführung aber, die er kündete, war die eines altmodischen Mannes aus der Großvaterzeit. Er ist der Mann ohne Uniform, von dem er in seinem „Märchenbuch der Wahrheit" erzählt: der Mann, der keine Parole anzusagen hat, nicht: „Hie Hinz und Blau!" und wiederum nicht: „Hie Kunz und Roth!", der Mann zwischen den Heeren, der weder an dem Feuerwerk des Lügenspieles noch an dem kriegerischen Brande des Fanatismus in den beiden Lagern seine Befriedigung findet. Er ist der Mann, der das Lügenohr hat und darum in der Welt als Ekel verschrien ist, von dem er selber erzählt: „Er zog in der Welt umher und die Leute sahen es ihm an, daß er sie lügen hörte, lügen, wenn sie sich auch verstellten und Eide leisteten." Und so schrieb er denn seine unerbittlichen Bücher: den Romancyklus „Berlin W.", die „Bunte Reihe" und das Drama „Der Skandal". Vorher hatte er, in den lustigen „Aturenbriefen", in den wunderschönen, ergreifenden Geschichten „Vom armen Franischko", noch heiter gelacht oder wehmüthig gelächelt; jetzt wurde es das bittere Lachen der Wildheit, das grimmige, aufschüttelnde, harte Gelächter des Mannes, der in einen Abgrund geblickt und die Hölle geschaut hat. Bis schließlich nur noch das Eine übrig blieb: das leise, huschende Lächeln des Menschen, der in die Worte Hamanns einzustimmen scheint: „Darin besteht aller Lohn unserer Arbeit, daß man zuletzt über sich selbst lacht." Irre ich nicht, so findet man diese Resignation am Schönsten in dem Buch, das mich sein reifstes und reinstes dünkt, das darum wohl auch am Wenigsten verstanden und gewürdigt worden ist: im „Pegasus".

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier den Inhalt der Bücher, die ich eben genannt habe, anzugeben. Dazu sind sie viel zu reich an äußerer und innerer Handlung. „Berlin W." schildert in seinen drei Theilen, wie eine ehrgeizige, rücksichtlose Schöne sich von der untersten Stufe durch die Kreise der wilden Börsenspieler und die Welt des Geschäfts- und Reklamewesens hindurch zur „vornehmen Gesellschaft" hinauf arbeitet. Schon in diesen drei Romanen fängt Mauthner an, alle seine Gestalten ironisch zu charakterisiren; aber noch erzählt er die Vorgänge in der alten guten Weise

von seinem Standpunkt aus, ohne sich selbst zu ironisiren; und wenn er selber Etwas zu sagen hat, verschmäht er es nicht, den Raisonneur in der Gestalt des guten Jakubowski einzuführen. Das ist anders geworden in dem Roman „Die bunte Reihe". Gegen die Bitterkeit, Ironie und Gestaltenfülle dieses Buches ist selbst „Quartett" eine harmlose und friedliche Dichtung. Alle die wilden, bewegten Vorgänge erfahren wir hier aus dem inneren Erleben des Helden der Erzählung, eines Volksschullehrers, heraus, der sich einbildet, ein Dichter zu sein, und der von einer lüsternen Frau in den Zauber des modernen Theatergründungschwindels gerissen wird. Aber auch der altmodische Lehrer selbst ist durchaus ironisch gezeichnet. Keine pathetische Gestalt, kein feierliches Wort findet man in diesem Buch, das doch voll ist von ergreifender Tragik. Es sind Situationen und Menschen darin gegeben, die man nie wieder vergessen kann. Die Schullehrerfrau mit ihrer gesunden, hundsgemeinen Sinnlichkeit im Gegensatze zu der kranken, lüsternen Niedertracht moderner Großstadtweiber, die Gestalt des verkommenen Schmidt-Lefèbvre, des Mannes mit der Konzession, und die gute, dicke, dumme Frau Kietz: der alte Fontane muß seine helle Freude daran gehabt haben.

Wie „Berlin W." aus drei Romanen, so besteht das noch nie aufgeführte Drama „Der Skandal" aus drei Stücken; nur läuft dort die Handlung ununterbrochen weiter, während das Schauspiel sich über mehrere Jahrzehnte hinzieht. Es spielt in Berlin, beginnt Ende der sechziger Jahre und endet in der Gegenwart; 1893 ist es gedruckt worden. Der erste Theil führt uns in die Familie des Börsenmaklers Eduard Strache. Ein angenehmes Heim. Der Onkel Gustav ist zwar ein leichtsinniges Haus, aber sein Bruder scheint vermögend und hilfbereit und macht Alles wieder gut. Der Gast des Hauses, der Dichter Arnold Krehling, ist heimlich der jungen Susanne, dem lieblichen Töchterchen, verlobt, mit dem freilich die Eltern andere Pläne zu haben scheinen. Doch will Krehling, ein moderner Dichtersmann, offenbar den Muth nicht sinken lassen; er erklärt der Frau Strache mit dem offenen Ton, der da zu herrschen scheint: „Beste Freundin, ich fürchte, Sie unterschätzen mich. Ihre herrliche Susanne sieht in mir nur den Dichter, aber ich hoffe, ich bin ein serieuser Mensch." Sie sitzen sehr gemüthlich beim Nachmittagskaffee im Garten; da macht das Dienstmädchen die Mittheilung, es sei ein Herr von der Polizei dagewesen, der wiederkommen wolle. Mit der Gemüthlichkeit ists schnell aus. Alle außer Susanne erschrecken. Sogar der Onkel Gustav, wenn auch nur mäßig. Freilich glaubt er, es könne sich natürlich wieder einmal nur um ihn handeln. Vor acht Tagen hat er nachts in fröhlicher Gesellschaft einen lustigen Ulk gemacht: der Statue des Grafen Brandenburg einen Regenschirm in die Hand gesteckt. Aber die Stimmung wird schlimmer: das Mädchen erklärt, der Herr habe vom Onkel Gustav nichts

gewollt. Da beichtet denn Frau Bertha Strache. Sie hat vor Monaten ein Dienstmädchen verhaften lassen, das ihr einen Ring gestohlen haben sollte. Es kam allerdings zur Freisprechung. Aber ... sie hat nämlich schon vor etlichen Wochen den Ring gefunden, im Schmuckkästchen. Der Onkel Gustav braust auf, macht ihr Angst und bringt die edle Dame — sie ist aus altem Adel — dazu, dem Mädchen wenigstens einen Brief zu schreiben. Eduard und Krehling bleiben allein. Das kanns ja auch nicht sein! Wie sollte die Polizei davon wissen? Und nun platzt der Dichter heraus, in Todesängsten. Um ihn wird sichs handeln. Er hat ein armes, kaum mündiges Mädchen verführt, betrogen und in den Tod gehetzt. Seine „Lieder im Volkston", die ihn schon bekannt gemacht haben, sind damals entstanden, als sie sich ihm hingab. Er bebt vor Angst. Strache aber unterbricht ihn unwillig: das Alles ist recht schön und gut... Aber wo kümmert sich denn die Polizei um so was! Da wird der Dichter freudig erregt und fügt ein zweites Geständniß hinzu: er liebt Susanne und bittet um die Hand dieses einzigen Kindes. Strache, dessen Aufregung wächst, erkundigt sich nach seinen Vermögensverhältnissen und deutet an, seine eigene Vermögenslage werde falsch beurtheilt. Das Gespräch wird abgebrochen.

Bisher war schon Schlag auf Schlag gekommen. Immer neue Schleier hoben sich. Immer deutlicher blickten wir in einer Viertelstunde diesen Menschen ins Herz. Dieser erste Akt ist prachtvoll aufgebaut. In einem raschen, eiskalten Gespräch zwischen den beiden Gatten erfahren wir jetzt, warum der Herr nachgefragt hat. Strache ist ruinirt. Schlimmer: er hat Depots unterschlagen. Der Staatsanwalt oder der Tod bleibt ihm nur noch. „Eine Gerichtsverhandlung wäre entsetzlich," erwidert Frau Bertha; und er versteht sie. Dieses Weib entpreßt ihm ein noch schlimmeres Geständniß: auch ihr eigenes Vermögen hat er verbraucht. Da bricht sie los: „Mein Geld will ich! Schaff' mir mein Geld!" Eduard Strache schwankt noch zwischen verzweifelter Flucht und Selbstmord; da kommt die große Wendung: Herr Emil Dambacher, ein fünfunddreißigjähriger Lebegreis, hält um Susannes Hand an. Onkel Gustav, der das Kind so von Herzen liebt, übernimmt es, ihr zuzureden. Freilich: wie er es thut! „Heute sollst Du das Größte lernen, was der Mensch zum Leben braucht: ein Bischen Resignation." .... „Das ist wirklich so ein Fall, wo ein Kind sich recht gut für seine Eltern opfern kann." Und dann schildert er ihr das Leben an der Seite dieses Mannes, mit dem sie künftig aus einem Glase trinken soll. „Und wenn es Dir ein Grauen ist, aus seinem Glase zu trinken, so sollst Du erfahren, daß dieses Grauen an Deiner Seite wachen wird am Tage und an Deiner Seite lauern wird bei Nacht." Sie ist entsetzt. Ihre letzte Hoffnung ist Krehling: er wird sie nicht freigeben. Er wird gerufen. Er wartet gar keine Mittheilung

ab; ihm ist bang geworden: ein Mädchen ohne Mitgift! In seiner erhabenen, höchst feierlichen Sprache verzichtet er, mit blutendem Herzen. Es kommt zur Verlobung. Nun kann der Herr von der Polizei schließlich kommen. Mit dem Gelde des steinreichen Dambacher ist Alles zu decken. Und er kommt und hat wirklich Recherchen anzustellen: weil nämlich Herr Strache zum Kommerzienrath vorgeschlagen ist. Schluß ... Wie wohl bei der Aufführung dieser Schluß wirken würde? Wir würden lachen; aber es wäre ein Krampf, der vom Aufheulen kaum unterschieden werden könnte.

Nach diesem stürmischen Crescendo setzt der zweite Theil gemächlicher ein. Er führt uns auch in ein Idyll, in das Dichterheim Arnolds Krehling. Er ist — anderthalb Jahrzehnte später — noch immer Junggeselle und wohnt ärmlich genug in einer möblirten Stube. Er ist eben Susanne Dambacher, der Frau des reichen Sportsman, treu geblieben; ganz Berlin W. — mindestens alle die Häuser der Thiergartenstraße, wo er ständiger Hausfreund und regelmäßiger Dinergast ist — weiß, daß die Beiden in platonischer Liebe an einander hängen. Er freilich hat daneben seit Jahren noch eine andere Liebe: zu einer braven, tapferen Buchhalterin, die an ihn glaubt und ihm alle ihre Ersparnisse zukommen läßt. Ja, die Frauen hängen ihm an, dem Dichter der Lieder im Volkston. Auch seine Hauswirthin, trotz all ihrem Mutterwitz und ihrer scharfen Zunge, verehrt ihn und borgt ihm Geld und stundet die Miethe. Sie durchschauen ihn alle und kommen nicht los von ihm; im Grunde muß er doch edel sein! Schließlich wird er aber doch seine beiden Freundinnen los, an einem Tage sogar. Beide sind in Lagen gekommen, wo sie all dem Verworrenen ein Ende machen wollen. Toni fängt an, zu spüren, daß sie älter wird; ein braver Mann hat um sie angehalten, aber sie liebt Krehling, ihr Gehalt ist aufgebessert worden, sie können zusammen davon leben: er soll sie heirathen. Er höhnt und spottet vor Aerger. Sie aber fleht: nur Wahrheit, Wahrheit. „Also ganz ehrlich. Darf ich auch brutal sein?“ „Ach ja, nur nicht lügen.“ Da setzt er ihr denn auseinander, daß eine solche Ehe für den Dichter Krehling ganz unmöglich sei. In großen, stolzen Worten. Er braucht nämlich die üppigen Diners bei seinen Freunden. Er zeigt sich auch vor Tonis Augen in all seiner Verlogenheit. Sie läßt ihn und wird ihren Buchhalter, der Alles erfährt, heirathen.

Und dann kommt Susanne. Sie erträgt endlich ihre Ehe nicht mehr. Sie kann nicht mehr in diesem Schmutz, neben diesem verworfenen Lebemann, bleiben. Ihr dreizehnjähriges Töchterchen? „Es giebt keinen Gott! Sonst hätten wir kein Kind gehabt!“ Sie glaubt, das Kind nicht lieben zu können. Sie flüchtet zu Krehling; die Ehe soll geschieden werden, sie will ihn heirathen. Die bescheidenen Mittel bietet der Onkel Gustav. Der Dichter sagt nicht Nein; er wird sogar recht sinnlich verliebt: sie ist zum

ersten Male bei ihm im Zimmer. Sie schaudert. Aber es eile ja wohl nicht, meint er, und dann könne er doch nicht ganz auf die Gesellschaft, an die er gewöhnt sei, verzichten. Sie beginnt, ihn endlich im rechten Licht zu sehen. Und wie er ihr, um zu beweisen, das Kind, die Adelheid, hasse sie, deren kindische Aufzeichnungen zu lesen giebt, wie die Mutter daraus merkt, daß das Kind sie so gern lieben möchte und nach Liebe sich sehnt, da läßt auch sie den Dichter und kehrt in die Ehe zurück, um ihr Kind zu finden.

Der dritte Theil endlich bringt das Gegenstück zum ersten, für uns die Lösung all der Dissonanzen zur Harmonie. Auch Adelheid ist jetzt ein erwachsener Mensch, aber anders als einst ihre Mutter: tapfer, resolut, selbständig. Und wie auch sie verkauft werden soll, um ihrem Vater Vermögen und gesellschaftliche Ehre zu retten, da erklingt es in hellen, jubelnden Akkorden: „Der Skandal ist gut! Das Aergerniß ist gut! Laß Dir die Seele nicht ersticken! Es schickt sich, glücklich zu sein!“ Es ist kein bloßer Zusammenbruch. Adelheid, das Kind, hilft tapfer mit einreißen: „Auf eine Lüge ist dieses Haus aufgebaut! Wir tanzen auf Lügen, wir schlafen auf Lügen, auf Lügen wird dieser Tisch gedeckt!“ ... „Ein Skandal ist das Leben, das wir führen, ein Skandal unsere Gesellschaft, eine Skandal unser Luxus“ ... „Und jetzt, wo es in allen Fugen des Gebäudes kracht, wo das Leben auf allen Gassen nach Wiedergeburt schreit, nach der großen Wiedergeburt, jetzt, wo man von allen Höhepunkten nach dem Befreier ausblickt, habt Ihr für seine Verkünder nur das eine Wort: Skandal! Es ist nicht wahr! Die Wahrheit thut uns noth! Harte Wahrheit!“ Adelheid opfert sich nicht: sie und die Mutter verlassen Dambacher, um ihr Leben auf Einfachheit und Liebe zu bauen.

Einfachheit und Liebe! Harmonische Lebensgestaltung! Man sieht: es ist wiederum der altmodische Lehrer, der zu uns spricht. Aber man bemerkt auch: die Wege zu diesem Ziel sind nicht die der alten, starren, vertrockneten Moral. Mauthner ist kein Moralprediger.

„Was gestern gut und schön, wird heut' zur Qual,
Wenns Sitte heißt und steif und stille steht;
Das Ewig-Gestrige nennt sich Moral
Und gleißt mit Patina der Pietät.
Der Künstler lebt dem Künft'gen, Unerschaff'nen,
Muß oft sich gegen Sitte trotzig waffnen.“

So heißt es in der Widmung zum „Quartett“. Und in zwei hervorragenden Werken, die ich noch nicht genannt habe, hat er die Umwandlung unseres sittlichen Lebens, die Erschütterung aller unserer moralischen Gesetze und Begriffe vorgeführt. In dem Roman „Kraft“ kämpft eine gesunde edle Natur den Streit zwischen den höchsten Forderungen des Lebens

und der Moral; und das Leben siegt: um des Lebens und der Ehre einer geliebten Frau willen tötet er einen elenden Wicht. Und tapfer zieht unser Dichter eine moderne Konsequenz: die geliebte Frau hat ihm die Ehe geweigert, sie will dem stolzen Junker, ihrem Sohn, keinen Mann mit bürgerlichem, auf Gelderwerb angewiesenen Beruf zum Vater geben. Als sie aber erfährt, daß er ist, was die Welt wohl einen Mörder nennt, da neigt sie sich ihm: wer Kraft hat, ist adelig. Im „Totendoktor" dagegen sehen wir das Schwanken der urältesten Menschlichkeit in einem haltlosen und kranken Gemüth: um der Wissenschaft willen achtet der Doktor Wisin das Menschenleben nicht mehr; er tötet, was ihm in den Weg tritt, mit seinem „Typhusrevolver": mit künstlich gezüchteten Bacillenkulturen, — um der Wissenschaft willen. „Er ist nicht wahnsinnig", ruft seine Schwester verzweifelt aus, „er ist etwas Anderes, Größeres. Ich kann es nicht nennen. Er träumt! Er ist nicht wahnsinnig, er ist nur so grenzenlos unglücklich." Es ist die zur äußersten Spitze getriebene Unsicherheit des Verstandesmenschen in unserer skeptischen Uebergangszeit; während in „Kraft" die unbändige Sicherheit des frei gewordenen Instinktmenschen gestaltet ist.

So scharf daher Mauthner stets die Lebenslüge und die Unsittlichkeit der Sitte wie der Sittenlosigkeit bekämpft hat: nie ist er ein Pharisäer, nie ein Gestrenger gewesen. Herb ist er gegen das Ueberkommene, gegen die Einrichtungen, gegen ganze Klassen der Gesellschaft; mild und freundlich, in seiner Kritik und Dichtung wie im Leben, ist er gegen die Einzelnen. Das Wort Hamanns: „Eine strenge Moral kommt mir schnöder und schaler vor als der muthwilligste Spott und Hohn" könnte er sich aneignen. Er hält es im Leben wie im Schaffen mit der lieben, gescheiten Tante Ohlsen aus dem „Pegasus", die einmal ausruft: „Licht und Herz: wenn ich die nicht gehabt hätte in meinem Leben, wenn mich die nicht beglückt hätten, — lieber als Hund auf die Welt kommen als so."

Und so wollen wir denn zum Schluß auch nicht so thun, als ob uns nur der homo literatus anginge und nicht auch der homo humanus; wir wollen uns erinnern, daß Fritz Mauthner in schwerer Zeit, bei sehr angegriffener Gesundheit seinen Geburtstag begeht, wollen ihm unseren herzlichen Gruß senden und ihm das Eine wünschen, was er braucht: Licht und Herz und Gesundheit!

Strafgefängniß Tegeler Landstraße. *) Gustav Landauer.

*) Noch ein anderer Gefangener ruft dem lieben, ehrlichen, klugen Mauthner, dem Tapferen, der „Xanthippe", „Die „Fanfare" und „Schmock" zu schreiben wagte, einen herzlichen Glückwunsch über die Mauer:

Festung Weichselmünde. M. H.

Ideen zu einer Universitätreform

mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Hochschulen.

Unter den zahllosen Kundgebungen patriotischer Huldigung, die in Oesterreich dem Jahre 1898 ihre Entstehung verdanken, nimmt ein schlichtes Buch einen hervorragenden Platz ein, das, vom akademischen Senat der Universität Wien herausgegeben, die Geschichte dieser Universität innerhalb des letzten halben Jahrhundertes zum Gegenstand hat. Ein glänzendes Bild entrollt sich da, — ein Bild freudiger Thätigkeit, rastloſen Fortschreitens. Wir sehen, wie die Universität aus tiefer Lethargie erwachte, um in überraschend kurzer Zeit den Universitäten des Deutschen Reiches, dem Stolz des deutschen Volkes, als ebenbürtiger Genosse zur Seite zu treten. Ja wohl, dem Stolz des deutschen Volkes!

Bei keinem anderen Volk dringt das Universitätleben so tief in das allgemeine Bewußtsein ein. Gelehrte und Fachmänner von Weltruf zieren die deutschen Fakultäten, reiche Büchersammlungen und wohleingerichtete wissenschaftliche Institute stehen zur Verfügung und Jahr für Jahr sehen wir neue Prachtbauten aufsteigen, bestimmt, dem geistigen Leben würdige Heimstätten zu werden.

Und dennoch: wer einen tieferen Blick in das Getriebe der Universitäten wirft, stößt gar bald auf Erscheinungen, die in bedenklichem Gegensatz zu dem äußeren Glanze stehen, auf Verhältnisse, die mit der natürlichen Bestimmung der Hochschule unvereinbar sind und eine tief greifende Reform zu fordern scheinen.

Was ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Hochschule? Sie hat ihre Schüler zu wissenschaftlicher Selbständigkeit zu erziehen und den Nachwuchs für die künftige Besetzung des Lehramtes heranzubilden. So wurde die Aufgabe der Hochschule aufgefaßt, als sie vor mehr als siebenhundert Jahren ins Leben trat, und dieser Standpunkt wurde auch von den Universitäten in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens konsequent festgehalten.

Wer das Doktordiplom einer Fakultät erworben hatte, durfte an allen Universitäten der Christenheit für die Disziplinen seiner Fakultät als Lehrer auftreten, ja, das Recht darauf, diese „Fakultas", bildete den wesentlichen Inhalt seines Diplomes.

Wäre Das heutzutage denkbar?

An den heutigen Universitäten wirken allerdings die hervorragendsten Gelehrten und Forscher. Worin besteht aber ihre Thätigkeit? Meistens darin, daß sie Jahr für Jahr bis in ihr spätestes Lebensalter das selbe Pflichtkolleg lesen: eine Arbeit, die sie allzu häufig nur als Last empfinden.

Und die wissenschaftlichen Institute! Werden sie, so weit ihre Benutzung nicht obligatorisch ist, anstatt von den Studirenden, nicht vielmehr nur vom Professor und von seinem Assistenten benutzt?

Was ist die Ursache solcher befremdlichen Erscheinungen? Woran liegt es, daß das Doktorat so viel von seiner ursprünglichen Bedeutung eingebüßt hat? Woran, daß die Universitätprofessoren als Lehrer in der Regel nicht den Wirkungskreis haben, der ihrer Bedeutung entspricht? Woran liegt es, daß trotz dem unzweifelhaft vorhandenen Bildungbedürfniß der studirenden Jugend die Universitätinstitute meist nur kümmerlich frequentirt werden?

Die Quelle aller dieser Uebelstände ist, daß die obligate Studienzeit und

die innere Einrichtung der Studienkurse in den einzelnen Fakultäten mit der Entwickelung der Wissenschaften nicht Schritt gehalten haben und durch die rapide Ausdehnung aller wissenschaftlichen Disziplinen gänzlich überflügelt worden sind.

Zur Zeit der alten Universitäten wurden alle Fächer einer Fakultät als zusammenhängende Einheit aufgefaßt. Wer den Doktorhut einer Fakultät tragen wollte, mußte alle Disziplinen seiner Fakultät beherrschen; Fachlehrer gab es an den alten Universitäten nur, in so weit es verschiedene Fakultäten gab.

Wollte man diesen Grundsatz jetzt noch anwenden, so bliebe nichts übrig, als die heutigen Fakultäten in viele Dutzende von Spezial-Fakultäten aufzulösen, und überdies müßte man die Studienzeit in jeder dieser neuen Fakultäten um das Doppelte oder Dreifache verlängern, wenn der Lernende weit genug gefördert werden sollte, um selbst Lehrer an der Hochschule zu werden.

Wir haben aber bis zum heutigen Tage noch immer die vier Fakultäten wie vor siebenhundert Jahren, noch immer das alte Doktorat als Schlußstein der akademischen Laufbahn; und die Studienzeit ist nicht länger, sondern in vielen Fällen sogar kürzer geworden. Kann es da Wunder nehmen, daß das Doktorat zu einem bloßen Ornament von mitunter recht zweifelhaftem Werth herabgesunken ist? Kann es Wunder nehmen, daß ein Professor, der wirklich die Bedürfnisse seiner Hörer vor Augen hat, fast nie dazu kommt, bei seinen Hörern Das zur Geltung zu bringen, was gerade seine Bedeutung ausmacht? Ist es ein Wunder, daß die wissenschaftlichen Institute, deren erfolgreiche Benutzung eben viel Zeit voraussetzt, so wenig benutzt werden?

Man kann unter Professoren häufig hören: „Unsere Universitäten sind eben keine Gelehrtenschulen mehr, wie die alten es waren, sie sind Berufsschulen und müssen als solche beurtheilt werden." Also Berufsschulen: gut! Dann müßten unsere Fakultäten aber auch wirklich für bestimmte Berufe vorbereiten, dann müßte der junge Mann, der eine Fakultät absolvirt hat, für die Ausübung seines Berufes völlig qualifizirt sein. Das ist aber nicht der Fall. Ein junger Jurist, der das Doktorat abgelegt hat, kann auf Grund seines Diplomes weder Richter noch Advokat noch Notar, ja, nicht einmal Verwaltungbeamter werden; er hat vielmehr für alle diese Zweige noch langjährige theoretische und praktische Studien nöthig und muß sich dann strengen Staatsprüfungen unterziehen. Ein junger Mann, der zum Doktor der gesammten Heilkunde promovirt wurde, kann auf Grund seines Diploms nicht einmal Landarzt oder Armenarzt werden und in vielen Ländern wird er überhaupt nicht zur Praxis zugelassen, bevor er nicht mehrere Jahre hindurch an einem öffentlichen Krankenhause praktizirt und sich darauf nochmals einem Staatsexamen unterzogen hat. Was ist vollends von dem Doktor der Philosophie zu sagen? Er, der früher eo ipso Hochschullehrer war, kann heute nicht einmal den Anspruch erheben, an einer Mittelschule angestellt zu werden, da die Lehrbefähigung für Gymnasien und Realschulen ein umfassenderes und vielseitigeres Studium verlangt als das Doktorat der Philosophie.

Wer sich einem Beruf zuwendet, der akademische Studien voraussetzt, hat heutzutage nach absolvirter Universitätzeit noch Ergänzungstudien nöthig; wer aber höhere wissenschaftliche Ausbildung oder die Universitätprofessur an-

strebt, für Den bildet das abgelegte Doktorat nicht mehr den Abschluß, sondern den Beginn der ernstesten Studien.

Aus diesem Mißverhältniß zwischen dem übergroß gewordenen Umfang der wissenschaftlichen Disziplinen und der seit Jahrhunderten stationär gebliebenen Studienzeit entwickelt sich eine Reihe schwer wiegender Uebelstände.

Die Fakultäten, die seit geraumer Zeit nicht mehr im Stande sind, den stets anwachsenden Lehrstoff in jener Vollständigkeit zu behandeln, die ein wirklicher Hochschulunterricht verlangt, haben das natürliche Bestreben, einen Theil ihrer Aufgaben auf die Mittelschulen überzuwälzen. Sie stellen immer höhere Anforderungen an die vorbereitenden Schulen, — und daraus entspringt die „Ueberbürdung", die eine ständige Sorge aller Pädagogen ist.

Ein junger Mann, der sich dem akademischen Lehrfach in irgend einer Disziplin zu widmen beabsichtigt, ist heute von Anfang an genöthigt, sich auf das eine Spezialfach zu beschränken; und er wird Das um so leichter thun können, als die bestehende Rigorosenordnung und noch mehr der bestehende Rigorosenusus dieser Beschränkung Vorschub leisten. Dadurch werden aber die ernstesten Sorgen hervorgerufen, denn durch die hiedurch hervorgerufene Einseitigkeit wird geradezu die Würde und das Ansehen der Gelehrtenwelt beeinträchtigt.

Nun könnte man allerdings einwenden, Niemand sei gezwungen, mit der Ablegung des Doktorates auf das Weiterstudium zu verzichten; wolle er fortstudiren, so ständen ihm an allen größeren Universitäten in Oesterreich, vor Allem in Wien, zahlreiche wohl eingerichtete Universitätinstitute, große wissenschaftliche Anstalten, Sammlungen, Bibliotheken und zahlreiche wissenschaftliche Korporationen zur Verfügung. Es ist nun allerdings richtig, daß es an Gelegenheit zur weiteren Ausbildung nicht fehlt, aber die Gelegenheit allein genügt ihm nicht. Der Betrieb der modernen Wissenschaft beruht auf Selbständigkeit der Forschung; und Jeder, der die Meisterschaft in einer Disziplin erlangen will, muß an der Fortbildung seines Faches thätigen Antheil nehmen. Der junge Mann aber, mag er die obligate Studienzeit noch so fleißig ausgenutzt, sein Doktorat noch so glänzend bestanden haben, ist doch nur ein Anfänger in seinem Fach. Er hat sich im besten Falle die theoretischen Grundlagen seiner Disziplin angeeignet; zur Vollendung bedarf er noch der praktischen Uebung.

Wo sind nun aber Vorkehrungen dafür getroffen? Wo sind die Männer, die die besondere Aufgabe und Verpflichtung hätten, ihm hierbei die unentbehrlichen Führer zu sein? Man findet sie nirgends.

Die Universitätprofessoren haben ihre großen Pflichtkollegien zu lesen, sich den Anfängern zu widmen und sind überdies durch eigene schriftstellerische Thätigkeit in Anspruch genommen. Sie haben weder die Pflicht, sich um die Weiterbildung absolvirter Akademiker zu bekümmern, noch auch nur die nöthige Zeit hierzu. Die Leiter und Angestellten der großen wissenschaftlichen Institute und Sammlungen sind in solchem Maße mit dienstlichen Angelegenheiten überbürdet, daß es ihnen ganz unmöglich ist, sich eingehend mit den Weiterstrebenden zu befassen. Für die unter den gegebenen Verhältnissen unumgängliche Weiterbildung nach Erwerb des Doktorates ist also in der heutigen Studienordnung thatsächlich gar nicht vorgesorgt und der Jünger der Wissenschaft ist in diesem Stadium seiner Entwickelung auf den guten Willen, die Opferwilligkeit und fast möchte ich

sagen: die Gnade Anderer angewiesen. Hier muß entschieden Abhilfe geschaffen werden. Wodurch Das geschehen kann: die Antwort auf diese Frage scheint mir nach dem Vorhergesagten ziemlich einfach zu sein.

Wenn es wahr ist, daß bei dem heutigen Umfang der Wissenschaften die noch aus dem Mittelalter stammende Studienzeit nicht mehr ausreicht, so muß sie eben in entsprechender Weise verlängert werden; und wenn es wahr ist, daß heutzutage die Meisterschaft einer Wissenschaft nur dadurch erreicht werden kann, daß man an ihrer Weiterentwickelung thätigen Antheil nimmt, so folgt daraus, daß alle jene Institute und Korporationen, die der wissenschaftlichen Arbeit, der Pflege und Weiterbildung der Wissenschaft gewidmet sind, mit der Universität in organischen Zusammenhang gebracht werden müssen.

Der Astronom müßte sich der Sternwarte, der Meteorologe der Meteorologischen Centralanstalt, der Geologe der Geologischen Reichsanstalt, der Kunsthistoriker dem Kunsthistorischen Hof-Museum, der Historiker dem Staatsarchiv anschließen und unter kundiger Führung an den Arbeiten dieser Institute Theil nehmen. Die wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine würden Jedem Gelegenheit geben, mit der großen Masse seiner Fachkollegen in Verbindung zu treten und im freien Meinungaustausch seine Anschauungen zu läutern und zu befestigen.

Daß solche Einrichtungen praktisch möglich sind, ist durch die Erfahrung längst bewiesen. Das wiener Allgemeine Krankenhaus ist ein Staatsinstitut, das unter der Verwaltung der Statthalterei steht, und dennoch wurde es durch Einrichtung der Kliniken der medizinischen Fakultät angegliedert und dem Studium der Medizin nutzbar gemacht.

Die Sternwarte und die meteorologische Centralanstalt haben sicherlich ihre eigenen, von Unterrichtzwecken unabhängigen Aufgaben zu erfüllen: dennoch sind sie zugleich Universitätinstitute und dienen auch dem Unterricht.

Welche wichtige Rolle aber das Vereinsleben im höheren Unterricht spielt, geht schon daraus hervor, daß auch heute überall an den Hochschulen wissenschaftliche Studentenvereine eingerichtet werden.

Unabhängigkeit und Selbständigkeit sind zwar die Grundbedingungen individueller Entwickelung; aber diese Entwickelung hat doch auch ihre natürlichen Grenzen. Darüber hinaus wird Unabhängigkeit und Selbständigkeit als Isolirung empfunden, die den Fortschritt hemmt; und erst aus der Vereinigung verschiedener Individualitäten entspringt neues Leben, das mit gesteigerten Kräften höheren Zielen zustrebt.

Diese Wahrheit hat sich auch an allen wissenschaftlichen Korporationen und Instituten bestätigt, die sich vom Mutterorganismus der Universität loslösten oder außerhalb dieses Organismus entstanden.

Die höchste wissenschaftliche Korporation des Reiches ist die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften; ihre wesentlichste Thätigkeit besteht aber darin, daß sie als Redaktionkomitee für die Herausgabe gelehrter Schriften fungirt. Zu wiederholten Malen hat man den Versuch gemacht, ihren Wirkungskreis zu erweitern und sie in einen lebendigeren Kontakt mit der Welt der Studien zu bringen, aber die eingeschlagenen Wege waren verfehlt. Man dachte daran, ihr Aufgaben der Popularisirung zu übertragen; aber Das ist dem Wesen der Akademie zuwider.

Ganz etwas Anderes wäre es, würde man die Akademie zum obersten Forum der neuen Hochschule machen und ihr die Organisation, Einrichtung und Leitung des neuen „Studium generale" anvertrauen. Das wäre ohne Zweifel ein ihrer würdiger und für sie passender Wirkungkreis. In ähnlicher Weise würden aber auch die wissenschaftlichen Institute, Gesellschaften und Vereine durch die hier vorgeschlagene Organisation gewinnen. Die Institute, die heute ausnahmslos unter dem Ueberfluß an Material und unter dem Mangel an Arbeitkräften leiden, würden eine Anzahl unentgeltlicher und leistungfähiger Mitarbeiter erhalten, während die Gesellschaften und Vereine durch ihren Anschluß an die Universität offenbar eine vermehrte Anziehungskraft für das große Publikum gewinnen müßten.

Selbstverständlich kann eine Organisation, wie ich sie ins Auge fasse, nur da geschaffen werden, wo die erforderlichen Elemente dazu bereits vorhanden sind. Das ist innerhalb Oesterreichs in vollem Umfange nur in der Hauptstadt der Fall. Nur Wien besitzt jene Schätze an Bibliotheken, Sammlungen und wissenschaftlichen Instituten aller Art, die es dem Jünger der Wissenschaft ermöglichen, sich zum selbständigen Forscher und ausgebildeten Fachmann zu entwickeln; nur Wien hat jene Fülle von gelehrten Korporationen, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen, die im Stande wären, die neue Hochschule mit geistigem Leben zu erfüllen, die Verbindung der neuen Hochschule mit breiten Schichten der Gesellschaft aufrecht zu erhalten und die Schätze geistigen Wissens, die Resultate wissenschaftlicher Forschung in alle Kreise der Bevölkerung zu leiten.

Die neue Hochschule könnte daher nur in Wien errichtet werden. Und damit drängt sich die Frage auf, was denn aus den übrigen Universitäten werden solle. Die Antwort darauf ergiebt sich von selbst: sie würden eben in ihrer jetzigen Lage weiter bestehen und höchst wahrscheinlich nach und nach ihre Fakultäten mehr nach der praktischen Seite ausbilden: Bildungstätten für Aerzte und praktische Juristen. Sie müßten dadurch sogar außerordentlich gewinnen.

Heute sind alle Universitäten formell gleichgestellt und gleichberechtigt, in Wirklichkeit besteht aber zwischen den kleinen und großen Universitäten in Bezug auf die vorhandenen Studienbehelfe doch ein so gewaltiger Unterschied, daß Vergleichungen beinahe ausgeschlossen sind. Daher trachtet jeder Studirende, an eine der großen Universitäten zu kommen, und der Andrang dahin ist so groß, daß oft sogar der Studienerfolg in Frage gestellt wird, während die Fakultäten der kleinen Universitäten mitunter geradezu nothleidend sind. Würde nun die wiener Universität in der hier vorgeschlagenen Weise erweitert und in eine Hochschule für Spezialisten, Gelehrte und Hochschulprofessoren umgewandelt werden, deren Absolvirung einen unverhältnißmäßig längeren Zeitraum und größere materielle Opfer verlangt, so würde das Gros der Studirenden sich offenbar den Landesuniversitäten zuwenden und diese würden dadurch eine neue, spezifische Existenzberechtigung erhalten.

Es ist eine alte Wahrheit, daß in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft sich ähnliche Vorgänge immer wiederholen. Man glaubt, die alten Zustände beseitigt zu haben, man schwelgt in Errungenschaften der Neuzeit; neuen Zielen zustrebend, gründet man neue Institutionen auf Grund der neuen Verhältnisse, — und plötzlich wird man gewahr, daß, was man für etwas ganz Neues hielt, im Grunde genommen etwas sehr Altes ist. So geht es auch hier.

In diesen Betrachtungen wurde eine Neuorganisation des höheren wissenschaftlichen Unterrichtes auf Grundlage der jetzigen Verhältnisse und aktuellen Bedürfnisse vorgeschlagen, — und siehe da: die neue Organisation entspricht ganz dem alten „Studium generale", der alten „Universitas magistrorum et scolarium". So wie in früheren Zeiten soll die neue Universitas das gesammte geistige Leben der Gegenwart umfassen, so wie ehemals soll sie nicht zu bestimmten Erwerben erziehen, sondern die Ausbildung selbständiger Gelehrten und Hochschulprofessoren zum Zweck haben, so wie ehemals soll sie nicht nur der persönlichen Ausbildung, sondern zugleich der Fortbildung und Weiterentwickelung der wissenschaftlichen Disziplinen selbst dienen. Und noch mehr! Eine sehr wichtige Rolle spielten an den alten Universitäten die Disputationen: hat man sie doch mit Recht als den wesentlichen Charakterzug bezeichnet, durch den sich eben das „Studium generale" von dem früheren Schulbetrieb unterschied. Sie bildeten den Mittelpunkt des akademischen Lebens, sie waren das Symbol und Unterpfand der freien Wissenschaft, der Lehr- und Lernfreiheit. Diese wichtige Einrichtung der Disputationen, des freien Meinungaustausches, ging den Universitäten später so gut wie vollständig verloren: nach den hier entwickelten Ideen würde sie in den modernen Formen des Vereinslebens zu neuem Leben erstehen.

Und schließlich noch Eins: Die neue Hochschule müßte aus einer auf Grund bestimmter Abmachungen erfolgten Vereinigung der großen wissenschaftlichen Institute und Körperschaften im Anschluß an die heutige Universität hervorgehen. Diese verschiedenen Institute und Körperschaften befinden sich aber in den verschiedensten Rechtslagen. Einige von ihnen unterstehen der Hofverwaltung, andere theils gemeinsamen, theils österreichischen Ministerien und die wissenschaftlichen Vereine und gelehrten Gesellschaften, die eins der wesentlichsten Elemente der neuen Hochschule zu bilden berufen wären, sind vollkommen unabhängige, selbständige Körperschaften, die nicht gesonnen sein werden, ihre Autonomie und Selbstverwaltung aufzugeben.

Es wäre ganz undenkbar, eine aus der Vereinigung so verschiedenartiger Elemente zusammengesetzte Körperschaft unter die Verwaltung irgend einer bestimmten Behörde, etwa des Unterrichtsministeriums, zu stellen; sie müßte vielmehr sui juris sein, eine Körperschaft, in der zwar den einzelnen kontribuirenden Interessenten ein entsprechender Einfluß gewahrt bliebe, die aber der Hauptsache nach ihre Angelegenheiten selbständig in ähnlicher Weise verwalten würde, wie es heutzutage bei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften der Fall ist, die zwar finanziell vom Unterrichtsministerium abhängig ist, im Uebrigen aber durch ihren Kurator unmittelbar unter der Krone steht.

Damit hätte aber die neue Hochschule, die neue „Universitas Studiorum", auch jene Unabhängigkeit und Selbständigkeit wieder erlangt, die von den alten Universitäten mit Recht als der Grundpfeiler ihrer Macht und ihres Ansehens, als das Palladium ihres Blühens und Gedeihens angesehen wurde.

Wien, im Oktober 1899. Professor Theodor Fuchs.

Der Genius der Plötzlichkeit.

Des Huhnes Lage verändern
Recht langsam zu jeglicher Frist:
Bei erfahrenen Bratenwendern
Der oberste Grundsatz ist.

Es dreht sich ja Alles; wir selber
Drehen uns langsam im Kreis:
Schien neulich das Gelb uns noch gelber,
Scheints heut uns natürlichstes Weiß.

Hast Du mit sorglicher Seele
Einmal früher Mücken geseiht,
So verschlucke nur heute Kameele.
Doch laß mit dem Schlucken Dir Zeit.

Behaglich vollzieh' sich die Wandlung,
Sonst wird die Verdauung gestört,
Erträglich wird jegliche Handlung,
Sobald man nur langsam verfährt.

So hatten im Glauben der Väter
Geschlechter gewirkt wie im Schlaf;
Da erhub sich wildes Gezeter,
Das schrecklich ihr Trommelfell traf.

Was geschah denn? Komische Frage!
Wuchs durch den Tisch Euch der Bart,
Daß Ihr vom Umschwung der Tage
Und Dinge gar nichts gewahrt?

So vernehmt an neuen Altären
Brünstiger Seelen Erguß;
Sie preisen in höheren Chören
Der Plötzlichkeit Genius.

Das ist die Göttin, die flotte;
Blitz heißt ihr Bettgenoß,
Die auf die schläfrige Rotte
Im Donner herunterschoß.

Sie brachte die frohe Botschaft
Von ihrer Plötzlichkeit,
Die jedem Langsamen Noth schafft,
Der ihrem Dienst sich nicht weiht.

Ihre Priester, die Weihrauchschwinger,
Erkennen im Schwarz schon das Weiß
Und zum Kameelverschlinger
Wird der Gläubige gleich auf Geheiß.

Ihre Diener haben die Feige
Kaum in den Boden gesteckt,
Als schon die Palme die Zweige
Ueber die Früchte reckt.

Ihre Diener sind noch schneller
Als des Gedankens Lauf:
Kaum denkst Du an den Teller,
So liegt auch die Wurst schon drauf.

Ihre Diener stehn an der Kelter:
Kaum warf man die Trauben hinein,
So soll der Wein schon älter
Als jeder andere sein.

Sie an der Presse zu sehen,
Das ist der höchste Genuß:
Da wirkt wie Sturmes Wehen
Der Plötzlichkeit Genius.

Die Göttin hat aus den Ecken
Viel Gläubige an das Licht
Geweht, wo sie zu entdecken
Es Andern an Kraft gebricht.

Sie hat zu der neuen Lehre
Unfrei und Edel bekehrt.
„Der Plötzlichkeit sei Ehre!"
Wird überall gehört.

So klingt es in allen Spalten
Vom Belt bis an den Rhein
Und Mosse und Schweinburg walten
Mit Cymbeln und Schalmein.

So klingt es und wird es klingen
In hohem und tiefem Ton
Und die lieben Englein singen:
„Kyrie Eleysohn!"

Palingenius.

Die philippinische Frage.

Als am vierten Februar 1899 die Feindseligkeiten zwischen den Amerikanern und den Filipinos ausbrachen, glaubten die Amerikaner, mit dem „Aufstand" rasch fertig zu werden. Inzwischen ist es anders gekommen. Neun Monate sind unter steten Kämpfen verflossen und trotz allen Siegen der amerikanischen Truppen und ihrer großen Ueberlegenheit, besonders in der Artillerie Waffe, ist es ihnen nicht einmal gelungen, sich auch nur der Eisenbahnlinie Manila-Dagupan ganz zu bemächtigen oder den Widerstand der tagalischen Provinzen zu brechen. In nächster Zeit wollen die Amerikaner den Feldzug mit größerer Energie wiedereröffnen, aber die Einnahme einer Reihe von Städten dürfte das ganze Resultat der Campagne sein; und selbst wenn es den Amerikanern gelingen sollte, die gesammten ausgedehnten Küsten wirksam zu blokiren, wird der Krieg damit nicht zu Ende gehen, sondern nur wildere Formen annehmen. Es ist eben ein Volkskrieg, einer jener Kriege, die leicht chronisch werden.

Allerdings sind die Filipinos nicht im Stande, die Amerikaner aus dem Lande herauszuwerfen, und die großen Geldmittel der amerikanischen Nation gestatten ihr den Luxus, so lange sie will, in jenem Archipel Krieg zu führen. Aber nicht minder sicher scheint es zu sein, daß die Filipinos selbst nach erfolgter Zersprengung ihrer Linien-Armee den Kampf weiter führen werden und daß auch im günstigsten Falle, d. h. wenn für eine kurze Zeit die Unterwerfung gelänge, der Besitz des Archipels immer unsicher bleiben würde. Bei jedem Zusammenprall der Union mit dem Ausland, aber auch bei anderen Anlässen, wäre stets von Neuem mit gefährlichen Unruhen und Erhebungen zu rechnen.

Man muß danach fragen: Was wollen die Amerikaner eigentlich, weshalb opfern sie Geld und Blut?

Die Antwort ist nicht ganz leicht, denn es scheint beinahe, daß man in Amerika selbst nicht weiß, was man mit dem Archipel machen soll. Der Präsident der Union, die Regirung und deren Anhänger, die „Imperialisten", sind wohl darin einig, die Philippinen zu „behalten"; aber über die Frage, welches Schicksal die Regirung dem Archipel zu bereiten gedenke, wird man weder aus den Aeußerungen der Regirung noch aus denen der Presse klug. Eine vom Professor Shurmann geleitete Kommission hat sich zwar nach den Philippinen begeben, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studiren, und schließlich eine Proklamation erlassen, die den Philippinen Selbstverwaltung zusicherte. Doch die Proklamation blieb erfolglos, weil die Amerikaner das Mißtrauen vollauf rechtfertigten, das die Eingeborenen von Anfang an den Versprechungen ihrer neuen Herren entgegengebracht hatten. In Manila waren einige vornehme Eingeborene daran gegangen, eine Partei unter den Eingeborenen zu gründen, die die amerikanische Herrschaft anerkannte. Diese Partei nannte sich selbst die Partei der „Autonomisten", wurde aber im Volk unter dem Namen der „Amerikanisten" bekannter. Trotzdem sie in weiteren Kreisen keinen Anhang gewann, suchten die Amerikaner, froh darüber, daß sich Eingeborene ihnen zur Verfügung stellten, einen Theil der gemachten Versprechungen dadurch zu erfüllen, daß sie einige Oberämter in Manila errichteten und die meisten Stellen mit philippinischen Notabeln besetzten. Aber den philippinischen Richtern wurde bald klar, daß ihnen eigentlich nur die Gerichtsbarkeit über

Eingeborene zugestanden war und daß die Amerikaner es mit ihrer Würde nicht vereinbar fanden, sich philippinischen Beamten unterzuordnen. Die Voraussage der Independentisten bestätigte sich, daß die Amerikaner unter „Autonomie" nicht ein „Selfgovernment" des Landes, sondern nur jene Art von Selbstverwaltung verstünden, wie sie die Engländer in ihren Kolonien den Natives gewähren. Dabei würden die Eingeborenen sich aber noch schlechter stehen als in den Tagen der spanischen Herrschaft. Die Folge dieser Einsicht war die Abbröckelung der Amerikanisten-Partei und die Sistirung der Zeitung „Democracia" trug noch dazu bei, sie zu beschleunigen. Das Blatt, ein Organ der Amerikanisten, hatte es für seine Pflicht gehalten, die Amerikaner vor der Begünstigung der spanischen Mönche zu warnen. Die nach dem Ausland und nach Spanien geflüchteten Mönche erscheinen wieder in Manila und erhalten ihre von dem eingeborenen Weltklerus verwalteten Pfarren im Auftrag der amerikanischen Behörden zurück. Da diese spanischen Mönche aber im Lande tief verhaßt sind*) und dieser Haß hauptsächlich zum Sturz der spanischen Herrschaft beigetragen hatte, so erfüllte die „Democracia" einfach eine Pflicht der Loyalität, als sie Stellung gegen ihre Wiederkehr nahm. Dennoch erfolgte die Unterdrückung des Journales, — jedenfalls, um die Filipinos zu belehren, daß auch die versprochene Preßfreiheit nicht für die Eingeborenen gelte. . . .

Es ist immerhin möglich, daß diese Mißgriffe nicht von Washington aus gemacht wurden, sondern einer großen Ungeschicklichkeit des amerikanischen Gouvernements in Manila zuzuschreiben sind. Aber es geschieht auch in Washington gar nichts, was zu einer friedlichen Lösung des blutigen und kostspieligen Streites beitragen könnte. Der Präsident spricht immer nur in ganz allgemeinen Phrasen von der Zukunft, die er den Philippinen zu bereiten gedenke, und nennt die in Waffen stehenden Filipinos „Rebellen". Verdienen sie diese Benennung? Ein Rückblick auf die Geschichte des spanisch-amerikanischen Krieges beweist das Gegentheil.

Der Admiral Dewey befand sich nach der Schlacht von Cavite in einer ganz eigenthümlichen Lage: er hatte die spanische Seemacht vernichtet, konnte aber zu Lande nichts unternehmen, denn er hatte keine Landungtruppen an Bord. Wochen vergingen, ehe aus Amerika Truppen kamen. Da halfen sich die Amerikaner dadurch, daß sie Emilio Aguinaldo, den in Hongkong im Exil lebenden Generalissimus des Katipunan-Aufstandes, herbeiholten und in Cavite, das sie ihm übergaben, landeten. Aguinaldo rief die Unabhängigkeit der Filipinos aus und im Augenblick schaarte sich um ihn, der bis zur Einberufung einer konstituirenden Nationalversammlung sich zum „Präsidenten der Philippinischen Republik" aufwarf, ein rasch anwachsendes Heer, mit dem er die Spanier aus allen ihren auf der Insel Luzon innegehaltenen Positionen warf, vierzehntausend Gefangene machte und die Hauptstadt von der Landseite aus cernirte. Die Amerikaner erhoben keinerlei Einspruch gegen die Ausübung der Landeshoheit im Namen der Philippinischen Republik und bedangen sich nur die Besetzung Manilas durch ihre eigene Truppen und die Räumung des Kriegshafens von Cavite aus. Weder Aguinaldo noch ein einziger

*) Es sind Augustiner, Franziskaner und Dominikaner. Die Jesuiten, Benediktiner und Barmherzigen Brüder, obwohl auch Spanier, genießen die Achtung aller Filipinos.

Filipinos würde auch nur einen Schuß abgefeuert haben, wenn es sich darum gehandelt hätte, die spanischen Herren zu vertreiben, um dafür eine andere Fremdherrschaft einzutauschen. Aguinaldo und die Seinen handelten im Vertrauen auf die Loyalität der Amerikaner und gaben dieser Ueberzeugung in wiederholten Proklamationen an die Filipinos Ausdruck. Selbst als auf den pariser Friedenskonferenzen die Amerikaner die Abtretung der Inseln beanspruchten und erlangten, hegten die Filipinos daher trotz einem bedenklichen Zwischenfalle*) noch immer die sichere Hoffnung ihre Unabhängigkeit formell anerkannt zu sehen. Ich äußerte damals bereits Zweifel und erhielt von philippinischen Freunden die Antwort, die Amerikaner hinderten ja den Zusammentritt der konstituirenden Nationalversammlung gar nicht, sondern gestatteten, daß die in Manila wohnenden Deputirten täglich mit der Eisenbahn nach Malolos, dem Sitz des Kongresses, hin- und zurückführen. Eben so wenig unternahmen die Amerikaner Etwas, um die Unterstützung der auf den Visayas-Inseln gegen die Spanier kämpfenden Filipinos durch Aguinaldo zu hindern. Auch jener Punkt des pariser Vertrages, in dem die amerikanische Regirung der spanischen versprach, die Freilassung der von Aguinaldo gefangen gehaltenen Spanier zu erwirken, wurde von den Filipinos als eine indirekte Anerkennung ihrer eigenen Regirung betrachtet. Der Umstand endlich, daß das Kabinet von Washington mit keinem fertigen Regirungprogramm für die Philippinen hervortrat, ließ thatsächlich erwarten, daß die Amerikaner den Filipinos ihre im Laufe des Sommers und am neunundzwanzigsten September 1899 ohne Widerspruch ausgerufene Unabhängigkeit belassen und sich mit dem Protektorat und einer Kriegsentschädigung begnügen würden. Danach werden die gegen die Amerikaner kämpfenden Filipinos von der Geschichte niemals als Rebellen, sondern als Freiheitkämpfer bezeichnet werden.

Es ist aber schließlich ganz gleichgiltig, wie wir Aguinaldo und seine Leute nennen. Die Hauptsache ist, daß auch heute noch die Amerikaner den Filipinos kein festes Regirungprogramm, das auch für die Union verbindlich wäre, geboten haben. Präsident Mac Kinley ist vielmehr der Ansicht, daß Aguinaldo und sein Heer sich erst bedingungslos ergeben müssen, ehe überhaupt an Unterhandlungen gedacht werden könne. Das heißt aber, das Unmögliche verlangen und die Filipinos geradezu zum Kampf auf Leben und Tod herausfordern. Praktischer erscheint der Vorschlag des Professors Shurmann, die für die Philippinen geplanten Reformen sofort zu verkünden. Nach Allem, was die Filipinos bisher erfahren haben, ist aber ein gelinder Zweifel selbst an der Wirksamkeit einer solchen Maßregel gestattet.

Nun hat Dewey, der Sieger von Cavite, einen dritten Weg gezeigt: er meint, das Beste wäre, die Philippinen zum Vereinigten Staaten-Territorium zu erklären, um, wenn die Selbstverwaltung sich bewährt hätte, den Archipel schließlich als Staat in die Union aufzunehmen. Dieser Vorschlag ist von allen Programmen der amerikanischen Annexionisten der einzige, der von der philippi-

*) Im Herbst 1898 erklärten die Amerikaner, die Hissung der Trikolore der philippinischen Republik nicht zu dulden, und nahmen einige kleine philippinische Regirungdampfer in der Bucht von Manila weg.

nischen Seite her als diskutabel betrachtet werden könnte; denn er rechnet mit dem Gedankengang der Filipinos, daß es schimpflich sei, Kolonialunterthan eines fremden Mutterlandes zu werden, statt der Bürger eines freien Staates zu sein. Sicher kann der Filipino nichts weniger wünschen, als daß sein Vaterland der Besitz eines ihm unbekannten, ausländischen Staates und seine Nation zum Bedientenvolk, zu Heloten des amerikanischen Herrenvolkes würde. Kolonialregime bedeutet ja überall, daß aus dem Mutterland importirte Beamte über die Kolonialbevölkerung herrschen, daß die Eingeborenen im günstigsten Fall wohl Antheilnahme an der Regirung erhalten, nie aber von der Regirung selbst Besitz ergreifen dürfen; und Dewey scheint zu wissen, daß in Einem alle Filipinos einig sind: in dem glühenden Wunsch, die Geschicke ihres Vaterlandes selbst zu leiten. Während Präsident Mac Kinley und Professor Shurmann nur mit grauen Theorien rechnen, rechnet Dewey mit realen Verhältnissen und jedenfalls werden die Amerikaner, falls sie um jeden Preis die Philippinen annektiren und einen Anhang im Lande erlangen wollen, mit dem Vorschlage Deweys sich ernstlich beschäftigen müssen. Aber wie stellt sich Dewey das zukünftige Verhältniß der Amerikaner zu den Eingeborenen vor? Wenn die Amerikaner den eingeborenen Beamten sich nicht fügen würden, wenn sie auf die Filipinos als auf natives mit dem bekannten angelsächsischen Hochmuth herabsähen, dann wären doch die selben Konfliktsmomente gegeben wie bei der Einsetzung eines absoluten oder autonomen Kolonialregimes.

Aber nicht alle Amerikaner sind Anhänger der imperialistischen Richtung; im Gegentheil: es giebt eine recht starke Gegenströmung, die sich sowohl in der demnächst eintretenden Kongreß-Session wie bei der Präsidentenwahl fühlbar machen wird. Wird es ihr gelingen, Kongreß und Regirung zu überzeugen, daß die glücklichste Lösung des Philippinen-Problems in der Unabhängigkeit der philippinischen Republik mit Unterstellung unter das amerikanische Protektorat liegt? Diese Lösung ist ehrenvoll für Amerika, weil es durch sein Verhalten gegen die Filipinos während der Zeit des gesammten spanisch-amerikanischen Krieges die moralische Verpflichtung übernommen hat, das Selbstbestimmungrecht des philippinischen Volkes zu respektiren. Es ist aber auch ehrenvoll für die Filipinos, wenn die große Nation jenseits des Pacific ihnen die Freiheit giebt und zugleich durch Uebernahme des Protektorates die Mission übernimmt, die junge Republik gegen mögliche Annexiongelüste anderer Staaten zu schützen. Das liegt im Interesse der Philippinen, obgleich nach den Erfahrungen, die die Spanier und Amerikaner im Archipel gemacht haben, es so leicht heute keine Macht gelüsten wird, ihre Hand nach den Philippinen auszustrecken. Und im Interesse der Vereinigten Staaten liegt es, in Ostasien einen treuen Verbündeten zu haben. Dagegen bedeutet eine Vergewaltigung der Filipinos durch die Amerikaner weder eine Stärkung der Macht Amerikas überhaupt noch seiner Stellung in Ostasien im Speziellen, denn bei jedem Konflikt würden die unterjochten Filipinos mit den Feinden der Union gemeinsame Sache machen. Der Besitz der Philippinen als Kolonie würde für Kapitalistensyndikate und für einen Troß von Beamten eine gute Beute, im politischen Sinne aber dem amerikanischen Koloß zur Achillesferse werden und die Finanzen der Union durch die Nöthigung, ein großes und kostspieliges Heer zu unterhalten, dauernd belasten.

Gewiß würden die Filipinos für die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit gern das Hafenterritorium abtreten, das die Vereinigten Staaten als Stützpunkt für ihr ostasiatisches Geschwader nöthig haben. Auch wäre es leicht, in der Verfassung zu bestimmen, daß jeder Amerikaner beim Betreten des philippinischen Territoriums und für die ganze Zeit seines Aufenthaltes Bürgerrechte erhält.

Die Konstitution der philippinischen Republik trägt das Datum des dreiundzwanzigsten Januar 1899 und lehnt sich im Allgemeinen an die spanische Verfassung vom Jahre 1869 an. Nach Titel II. theilt sich die Regirung in drei verschiedene Gewalten, die gesetzgebende, die exekutive und die richterliche; doch kommen dem Präsidenten schließlich alle Befugnisse eines konstitutionellen Monarchen zu, denn er ist der oberste Kriegsherr, wählt sich seine Minister, ernennt die Beamten, leitet den Verkehr mit dem Auslande u. s. w. Bemerkenswerth sind aber folgende Beschränkungen seiner Macht: Um General-Amnestien zu erlassen, bedarf der Präsident der Autorisation durch ein besonderes Gesetz; auch darf er das nur aus einer Kammer bestehende Parlament vor Ablauf der Mandatsdauer nur dann auflösen, wenn die Majorität des Hauses diesem Akte durch einen Beschluß zustimmt. Die Artikel über die Unverletzlichkeit des Hausrechtes, des Briefgeheimnisses, der Preß, Vereins- und Petitionfreiheit u. s. w, entsprechen ganz den Bestimmungen moderner europäischer Verfassungen. Ein vom Parlament aus seiner Mitte erwähltes Permanenz-Komitee steht dem Präsidenten während der Zeit, wo die Nationalversammlung nicht tagt, zur Seite. Der Präsident ernennt sieben Staatssekretäre (Minister), die den Departements des Aeußern, des Innern, des Finanzwesens, des Krieges und der Marine, des Unterrichtes, des Verkehrs und der öffentlichen Arbeiten, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels vorstehen. Das Justizwesen ist auf völlige Unabhängigkeit des Richterstandes basirt. Der Präsident des Obersten Gerichtshofes und der General-Prokurator werden nicht vom Präsidenten der Republik ernannt, sondern, wie er selbst, von der Nationalversammlung gewählt. Verzichtet oder stirbt der Präsident der Republik vor Ablauf seiner Mandatsdauer, so übernimmt bis zur Wahl seines Nachfolgers der Präsident des Obersten Gerichtshofes die Leitung des Staates.

Diese Verfassung ließe sich vom Papier in die Wirklichkeit übertragen. Die Filipinos besitzen nicht nur relativ mehr Geistliche, Advokaten, Aerzte und andere Vertreter der Intelligenz als mancher europäische Staat, sondern haben sogar weniger Analphabeten als der Süden und Osten Europas.

Hoffentlich wird es der politischen Einsicht der amerikanischen Nation und ihrer Regirung gelingen, eine einigende Formel zu finden, die dem Archipel Frieden bringt und dem Geiste Washingtons und Franklins Ehre macht. Das muß jeder Freund der beiden streitenden Völker wünschen. Der erste Schritt dazu müßte sein, daß die amerikanische Regirung klar sagt, was sie mit den Philippinen eigentlich beabsichtigt. Niemand kann vermitteln, wenn von Washington aus nur der Ruf „Nieder mit den Rebellen!“ einzig und allein deutlich zu vernehmen ist. Uebrigens dürften die Amerikaner hellsichtig genug sein, um aus der Geschichte der spanischen Kolonialherrschaft die Lehre zu ziehen, daß eine Politik der grausamen Brutalität niemals dauernde Erfolge verspricht.

Leitmeritz. Professor Ferdinand Blumentritt.

Spinner und Weber.

Auch der Ueberfluß kann bekanntlich der Industrie schaden. Die Fabriken und Schornsteinobelisken mehren sich und ragen in den Himmel, aber die Räder drohen still zu stehen: davon weiß unsere Textilindustrie ein Lied zu singen. Einst hatte sie goldene Zeiten; die aber sind vorüber und heute kann ihr nicht einmal eine Aufbesserung der Preise nützen. Unter den deutschen Baumwollespinnereien ist ein Kartell gebildet worden, das seine hauptsächliche Aufgabe darin sieht, Mindestpreise für Garne zu diktiren. Das ist freilich nicht schwer, und da das Rohmaterial theurer wird, werden die Kartellpreise auch noch über die Vertheuerung hinaus um fünf Prozent in die Höhe gesetzt. Es hilft aber den Spinnern auch nichts, denn sie finden auf Monate hinaus keine Käufer. Die Konsumenten haben ihren Bedarf gedeckt und können bis zum nächsten Jahr ruhig warten: dann wird das Kartell mit sich reden lassen, vorausgesetzt, daß es noch so lange besteht. Da wird nun den kartellirten Fabrikanten der Rath ertheilt, einen erhöhten Zollschutz für deutsches Garn zu fordern: der Zoll würde ihnen bei der jetzt herrschenden wirthschaftlichen Strömung gern und gut gewährt werden. „Gott schütze uns vor unseren Freunden!" mögen sie aber mit Recht antworten. Denn thatsächlich würde eine solche Maßregel des Reiches nur dahin aufgefaßt werden, daß der Jahrzehnte lange Kampf mit der englischen Konkurrenz, trotz allen Opfern, erfolglos geblieben und daß England noch heute im Stande sei, besser und billiger als Deutschland zu produziren, so daß es künstlicher Mittel bedürfe, um es von unseren Grenzen abzuwehren. Die deutsche Baumwollgarnspinnerei würde empfindlich in ihrem Kredit geschädigt werden und Gefahr laufen, im In- und Auslande ihre Kundschaft zu Gunsten des englischen Erzeugnisses zu verlieren, selbst wenn dessen Preis um den Zoll vertheuert würde. Ist aber das deutsche Garn konkurrenzfähig, so bedarf es keines erhöhten Zollschutzes; ist es minderwerthig oder wird es dafür gehalten, so kann auch ein erhöhter Zoll nicht helfen. Die deutsche Baumwollgarnspinnerei ist jedoch trotz der allgemeinen Ungunst der Verhältnisse in der Textilindustrie dem englischen Wettbewerb durchaus gewachsen und dabei rentabel. In den letzten vier Jahren haben an Dividenden vertheilt:

	1895	1896	1897	1898	
Chemnitzer Aktienspinnerei	15	15	12	11	Prozent
Fürther Baumwollspinnerei und Warperei	7	12	16½	9½	„
Himmelsmühler Baumwollspinnerei	8	8	7	7	„
Leipziger Baumwollspinnerei	12½	12½	12½	12½	„
Mittweidaer Baumwollspinnerei	16	22	24	26	„
Scharfensteiner Baumwollspinnerei	10	11¼	9½	9¼	„
Schüllersche Spinnerei in Venusberg	7	9	9	7	„

Immerhin soll nicht geleugnet werden, daß sich manche kleinere Spinnerei in Noth befindet.. Wo aber wird heute den Kleinbetrieben der Wind nicht aus den Segeln genommen? Ueberall schlägt der größere Industrielle, der wirthschaftlicher zu produziren und seinen Abnehmern vortheilhaftere Bedingungen zu gewähren vermag, den kleineren, der von der Hand in den Mund lebt und vor jedem langfristigen Kredit an seine Kunden zittern muß.

Eher noch als die Spinner verdienten die Wirker und Weber einen staat-

lichen Schutz. Ihre Lage ist schon seit Jahren sehr schlecht, und zwar geht es meistens den Großen da nicht besser als den Kleinen. Natürlich fehlt es nicht an Sanirungprojekten und Sanirungversuchen, aber selbst das sonst bewährte Auskunftmittel der Fusionirungen zur Einschränkung der Konkurrenz scheint nicht zu helfen. So muß sich jetzt wieder ein bedeutendes Spinnerei-Aktienunternehmen, das früher mit der Ausgabe von Vorzugsaktien wirthschaftete, dazu entschließen, seine Stammaktien von drei Stück auf eins zusammenzulegen. Zwar werden dadurch Interessen verletzt, die gerade besonders wohlwollend berücksichtigt werden sollten: aber die Majoritätenpraxis, die in den Aktiengesellschaften nun einmal entscheidet, kennt keine Sentimentalität. Uebrigens müssen Liebhaber von Spinnereien reiche Leute sein: die Fabriken sparen nicht an Experimenten und es ist bezeichnend, daß eine der früher angesehensten Textilgesellschaften, die Englische Wollwaaren-Manufaktur in Grüneberg in Schlesien, mit Genugthuung verkündet, sie habe von 98 auf 99 nur 130 714 Mark (ohne Abschreibungen), 212 190 Mark (mit Abschreibungen) verloren, nachdem im Jahre vorher der Verlustsaldo noch 446 846 Mark gewesen sei. Dabei hat diese Gesellschaft, die sich einstmals durch ihr vorzügliches Fabrikat ein großes Verdienst um die deutsche Wirkwaarenindustrie erworben hatte, in Zusammenlegung von Aktien, Nachforderung von Zuzahlungen u. s. w. seit ihrem Bestehen schon Erstaunliches geleistet. Aber sie erwartet wenigstens vom kommenden Jahre einen bescheidenen Nutzen. „Noch am Grabe pflanzt sie die Hoffnung auf!"

Ich nehme feierlichst zurück, was ich je über die Senilität der Diskontogesellschaft gedacht und geschrieben habe. Sie beglückt die berliner Börse mit einer neuen Spinnereiaktie, die zu 185 Prozent in den Verkehr gebracht wird. Das sehr bedeutende Unternehmen wurde bisher ausgezeichnet geleitet und hat recht befriedigende, wenn auch schwankende Erträgnisse gebracht. Aber die Konjunktur ist unsicher und es ist daher immerhin gewagt, einen Wechsel auf die Zukunft zu ziehen, wie er in dem hohen Agio liegt. Außerdem ist das Unternehmen bei einem Aktienkapital, das bis zu diesem Jahre sechs Millionen Mark betrug, mit nominell 840 000 Mark an einer Spinnerei betheiligt, die in fünf Jahren nur einmal ein Erträgniß — von 16 912 Mark — aufzuweisen hatte und im letzten Geschäftsjahre mit einer Unterbilanz von etwa zwanzig Prozent abschloß. Diese Betheiligung figurirt auf dem Effektenkonto mit sechs Zehntel des Nominalbetrages, — was nicht gerade als vorsichtig bezeichnet werden kann.

Auch die Aktie einer Maschinenfabrik, die jetzt an der berliner Börse eingeführt werden soll, ist von der schwankenden Konjunktur nicht nur der Maschinen-, sondern auch der Textilindustrie, für die das Unternehmen arbeitet, abhängig und die Bankfirmen, die das Papier einführen, unterlassen, einen Kurs bei der Auflegung der Aktien zur Zeichnung bekannt zu geben. Sie wollen nicht von vorn herein Leute, die ihr Geld loszuwerden trachten, durch eine hohe Ziffer abschrecken. Ist aber Einer so thöricht, sich auf das Ungewisse einzulassen, so muß er sich nachher wohl oder übel gefallen lassen, daß er geschoren wird. Die Illoyalität und Unsitte, den Ausgabekurs zu verschweigen, greift übrigens in neuester Zeit bedenklich um sich und öffnet der ungesunden Spekulation Thür und Thor. Unter solchen Umständen kann es als besondere Schicksalsgunst für das Publikum gelten, daß es heute nur wenig Geld übrig hat. Lynkeus.

Neue Marken.

Das Deutsche Reich hat eine Verfassung, in der die Kompetenzen des Bundespräsidenten, der Bundesfürsten, des Bundesrathes und des ihm vorsitzenden Kanzlers, des Reichstages und der Reichsbehörden sorgsam und zum größten Theil auch mit der wünschenswerthen Deutlichkeit abgegrenzt sind. Die Thatsache ist nicht neu. Es scheint aber, daß man sie einigen Bewohnern dieses glückseligen Reiches ins Gedächtniß zurückrufen muß. Denn gerade jetzt wieder werden uns die allermerkwürdigsten Dinge erzählt, — Dinge, die nicht nur mit dem Geist, nein, auch mit dem Wortlaut dieser Verfassung kaum in Einklang zu bringen sind. Da liest man, der beim König von Ungarn und Kaiser von Oesterreich akkreditirte Deutsche Botschafter, von dem man annehmen mußte, er habe in Wien, Prag und Pest allerlei lohnende Beobachtungen zu machen, reise im Reich umher und überbringe den Bundesfürsten geheimnißvolle Botschaften des Kaisers. Ist der von den Diplomaten als Dichter geschätzte Herr kaiserlicher Legat, dann muß er in dieser Eigenschaft etatsmäßig geführt werden. Sind die preußischen Geschäftsträger an den kleineren Bundesfürstenhöfen unfähig, Aufträge des Kaisers auszuführen, dann müssen sie durch besser geeignete Persönlichkeiten ersetzt werden. Und braucht das Reich in Wien keinen Botschafter, dann ist die für diesen Posten im Etat ausgeworfene hohe Summe einfach zu streichen. Für einen heimlichen Rundreiseevangelisten ist in der Reichsverfassung kein Raum; und der in Wien akkreditirte Herr hat gefälligst die Arbeit zu leisten, für die er bezahlt wird. Noch hübscher ist die andere Geschichte. Herr von Podbielski, der Staatssekretär im Reichspostamt, soll ohne Wissen des Kanzlers nach München gefahren sein und dem bayerischen Ministerpräsidenten vorgeschlagen haben, er möge die einheitlichen Postwerthzeichen, die man in Berlin einzuführen für nöthig hält, auch für Bayerns Bereich annehmen. Das wird sogar in den Blättern der Gutgesinnten ganz ruhig erzählt, als handelte sichs um eine belanglose Sache. Herr von Podbielski ist natürlich mit seinem höchst unzeitgemäßen Wunsch abgewiesen worden. Die Bayern haben keine Sehnsucht nach neuen Briefmarken, obwohl ihnen versprochen wird, auf diesen Marken sollen bemerkenswerthe Vorgänge aus der neowilhelminischen Geschichte im Bilde zu schauen sein. Diese Barbaren meinen am Ende gar, der stete Anblick spottschlechter Bilder — in München weiß man die Firma Werner, Pape u. Co. zu würdigen — könne den Kunstgeschmack des Malerlandes verderben. Darauf aber kommt es jetzt nicht an. Interessant ist nur, daß für möglich gehalten wird, ein Staatssekretär könne ohne Auftrag und Wissen des ihm vorgesetzten verantwortlichen Leiters der Reichspolitik eine solche hochpolitische Haupt- und Staatsaktion unternehmen, und daß die Fabrikanten von öffentlicher Meinung darin nicht einmal mehr etwas Auffälliges finden. Das wird Manchem auch ein bemerkenswerther Vorgang aus der neudeutschen Geschichte scheinen. Das Gespräch der Herren von Crailsheim und von Podbielski sollte, mit der Weinsteuererklärung des württembergischen Ministerpräsidenten, der Vasallenrede des bayerischen Thronfolgers, dem Schiedsspruch im lippischen Hader und der Ueberraschung des Bundesrathes durch die Norddeutsche Allgemeine Verkündung des vorläufig letzten Flottenprogrammes, auf den neuen Briefmarken bildlich verewigt werden. Und darunter sollte in klaren Lettern stehen: Das Deutsche Reich hat eine Verfassung.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.